

*Paul Haake  
Berlin 1918*

*AB.*

**Das  
Berliner Schloß  
in den  
Revolutionstagen  
1918**

**Von Dr. Bogdan Krieger**

5  
X  
1686

**ONKORDIA-VERLAG, LEIPZIG**

5X 1686



5X1686.

Mit freundlichen Grüßen.

B. Krieger





Die Folgen der Artillerie-Beschießung  
am 24. Dezember 1918 am Portal IV des Schlosses

Phot. A. Eennede, Berlin-S.W. 11.

# Das Berliner Schloß in den Revolutionstagen 1918

Erinnerungen und Eindrücke

von

Dr. Bogdan Krieger

1922

---

Konkordia-Verlag, Leipzig



5 x 1686

## Vorwort.

Die nachstehenden Aufzeichnungen sind unmittelbar nach den Ereignissen niedergeschrieben. Sie beruhen auf Selbsterlebtem und Selbstgeschautem sowie auf mir freundlich zur Verfügung gestellten Mitteilungen glaubwürdiger Augenzeugen. Diese waren wie ich bestrebt, Tatsachen zu geben, so schmerzlich sie für Männer sind, die in dem Schloß zu Berlin ein Symbol und eine Verkörperung des Aufstiegs Preußens und deutscher Reichsherrlichkeit sahen. Möchten die Wunden, die ihm geschlagen wurden, seiner Seele und seinem Körper, vernarben in der allmählich wieder aufsteigenden Entwicklung unseres Volkes zu der Höhe, auf der es gestanden hat und auf der es, seiner Tüchtigkeit entsprechend, zu stehen den Anspruch erheben darf. Möchte dann den in unseren jetzigen Tiefstand hinablickenden, in vaterländischem Selbstgefühl wieder gekräftigten Nachfahren die kleine Schrift ein warnendes Memento sein, eine Mahnung, sich niemals wieder selbst zu verkeren wie in dem schicksalschweren Jahre 1918.

Berlin, im März 1922.

Vogdan Krieger.

Alk

Ueber die Vorgänge im Berliner Schloß am Tage des Ausbruchs der Revolution und in den darauffolgenden Tagen und Wochen ist manches geschrieben, sehr viel mehr von Mund zu Mund getragen worden. Nach dem Vergilwort: „Fama crescit eundo“ wurde dabei stark übertrieben, andere Schilderungen blieben wieder hinter der oft brutalen Wirklichkeit zurück. Die einige Monate später in den Tageszeitungen erschienenen Darstellungen der Zeitungsberichterfasser gaben die Ereignisse in der historischen Folge im allgemeinen richtig wieder. Für sie konnte aber das dort Gesehene und Gehörte nicht so zum Erlebnis werden wie für den, dem das Schloß durch jahrzehntelange dienstliche Tätigkeit und persönliche Beziehung zum königlichen Hause zum zweiten Heim geworden war. Die Wirkung dieses Erlebens wollen die nachfolgenden Zeilen schildern. Mein Bericht ist ein in einen beschränkten Gesichtswinkel fallender Ausschnitt des Gesamtbildes, keine alles Gesehene jener Tage zusammenfassende Darstellung.

Am Donnerstag, den 7. November, zwei Tage vor Ausbruch der Revolution, war ich zur Beerdigung einer lieben Freundin mit meiner Frau nach Neu-Ruppin gefahren. Als wir am nächsten Morgen um 7 Uhr nach Berlin zurückfahren wollten, erfuhren wir, daß in der Richtung über Paulinenaue wie über Kremmen der Zugverkehr unterbrochen sei. Als Grund wurde angegeben, die Schienen auf der Strecke der Hamburger Bahn zwischen Paulinenaue und Nauen seien auf Veranlassung der Bahnverwaltung aufgerissen worden, um einem von Kiel nach Berlin im Anzug befindlichen größeren Trupp von Matrosen den Weg zu versperren. Da zu befürchten war, daß sie Berlin über Neu-Ruppin und Kremmen zu erreichen versuchen würden — einige Matrosen waren bereits in Ruppin aufgegriffen worden —, war auch der Bahnverkehr auf dieser zweiten Zufahrtslinie nach Berlin sowie jeder telegraphische und telephonische Verkehr mit der Hauptstadt gesperrt worden. Unter Benutzung der Kleinbahn, die Neu-Ruppin mit der Hamburger Bahn verbindet, bis zu einer vor Fehrbellin liegenden Station gelang es uns, auf Landwegen, teils zu Fuß, teils zu Wagen, die Station Kienberg der Nauen-Kremmen-Draniensburger Gürtelbahn zu erreichen. Dort erzählte der Bahnvorsteher, soeben sei die Nachricht eingetroffen, Scheidemann habe an den Kaiser ein Ultimatum gestellt, bis zum 8. mittags abzudanken. Diese Mitteilung ließ uns die Lage in Berlin stark bedrohlich erscheinen. Um so mehr lag mir daran, am nächsten Tage wieder im Dienst zu sein, und es war uns daher eine große seelische Entlastung, als wir nach mehr als zwölfstündiger Wegfahrt Berlin noch am Abend erreichten.

Weder auf der Fahrt vom Steffiner Bahnhof zu unserer im alten Westen belegenen Wohnung noch auf unserem Wege am nächsten Morgen durch den Tiergarten nach dem Königlichen Palais, wo die unter Leitung meiner Frau stehende Büchersammelfstelle der Königlichen Hausbibliothek für Lazarett- und Feldbibliotheken untergebracht war, und nach dem Schloß, in dem sich in nach der Wasserseite belegenen Räumen des ersten Stockwerks ein Teil der vormals Königlichen Hausbibliothek befindet, bemerkten wir irgendwelche vom Verkehr anderer Tage abweichende Bewegung. Im Schloß allerdings war eine wesentliche Veränderung vor sich gegangen. Der erste Schloßhof glich einem Heerlager. Am Abend des 8. November war das Stellvertretende Generalkommando des Gardekörps mit 15 Offizieren und seinen Büros dort eingezogen. Der Stellvertretende Kommandierende General Freiherr von Richthofen wohnte bereits seit drei Tagen im Schloß. Er hatte eine nach dem Lustgarten belegene Wohnung im Erdgeschoß inne, die eine gute Uebersicht über den Platz, die Schloßbrücke und über die Linden bot. Es war dieselbe, die Friedrich Wilhelm I., der Schöpfer des in jenen Tagen vernichteten preußischen Heeres, einst bezogen hatte, um von dort aus die auf dem zum Exercierplatz umgewandelten Lustgarten übenden Truppen der Berliner Garnison besser beobachten zu können. Für die Offiziere und Büros wurden die Dienstzimmer der Marschälle und die Räume des Oberzeremonienamtes und des Oberhoffouriers zur Verfügung gestellt. Das Schloß war, um die darin befindlichen Schätze an Kunstgegenständen und Mobiliar zu schützen, in Verteidigungszustand gesetzt worden. Es war von einer kriegsstarkeu Kompagnie Infanterie, die aus verschiedenen Truppenteilen der Berliner Garnison gebildet war, von Ingenieurtruppen und einem Maschinengewehrzug besetzt; dazu waren in der Nacht vom 8. zum 9. noch drei Panzerautomobile gekommen. In der Hausbibliothek, die sich, abgesehen von einer für den Kaiser anzulegenden literarischen und photographischen Kriegssammlung, von beiden Majestäten darin wesentlich gefördert, seit dem August 1914 in den Dienst der Kriegswohlfahrt gestellt hatte, arbeiteten meine Mitarbeiter und ich in gewohnter Weise, wenn auch in begreiflicher Spannung und Erregung weiter. Nur die vom 3. Garde-Regiment für die Kriegsarbeit der Hausbibliothek zur Verfügung gestellten Mannschaften waren, da sie in der Kaserne bleiben mußten, nicht mehr zum Dienst erschienen. Als ich bald nach 1 Uhr auf den Hof ging, hörte ich vom Oberkassellan Digmann, daß die ebenfalls verstärkte Polizeiwache im Laufe des Vormittags abberufen worden sei, das Schloß verlassen habe, nach kurzer Zeit aber wieder erschienen sei. Um die Mittagsstunde war eine größere Menschenmenge, die sich im Lustgarten angesammelt hatte, in mehreren Wellen bis an die Schloßportale vorgeedrungen, von den Truppen aber ohne Mühe zurückgedrängt worden. Immerhin erschien es



dem Oberkastellan geboten, nach Rücksprache mit dem Stellvertretenden Kommandierenden General die im Schloß arbeitenden Frauen zu entlassen und abzulohnen. Auch die Beamten und das Dienstpersonal der verschiedenen Schloßbehörden gingen, soweit sie nicht im Schloß wohnten, nach Hause. Zum Schluß meines Dienstes trug ich noch einige vom Zivilkabinett für die Hausbibliothek eingegangene Bücher ein. Die letzte Eintragung betraf eine Ergebenheitsadresse eines Genthiner Bürgers für Seine Majestät den Kaiser. Ich unterstrich die Inventarnummer, um sie für spätere Zeiten kennlich zu machen. Denn ich ahnte, daß ich damit die letzte Amtshandlung in dem bisherigen, mir lieb gewordenen Dienstverhältnis vollzog.

Um  $\frac{1}{2}$  3 Uhr verließ ich die Bibliothek und ging durch das für den Verkehr ausschließlich noch geöffnete Portal IV zum Lustgarten hinaus. Er war in weitem Umkreis durch leichte Postenketten abgesperrt. Das äußere Bild weckte in mir die Erinnerung an so viele Gelegenheiten, bei denen aus Anlaß festlicher Veranstaltungen solche Absperrungen vorgenommen wurden, an die Kaisergeburtstagsfeiern, Hofbälle, Truppenvereidigungen, wie man sie so oft, festlich gekleidet und freudig gestimmt, hatte miterleben dürfen. Das Gegensätzliche berührte sich.

Nach wenigen Minuten hatte sich das Bild völlig verändert, und ich war in die rauheste Wirklichkeit versetzt, der ich mich je im Leben gegenübergesehen habe. Nimmt uns der Tod liebe Angehörige und stehen wir dann, auch wenn er vorauszusehen war, vor einer uns unendlich erscheinenden Leere, so beugen wir uns der Naturnotwendigkeit und dem Schicksal, eingedenk des Goethewortes aus Sphigenie:

Es fürchte die Götter  
Das Menschengeschlecht.  
Sie halten die Herrschaft  
In ewigen Händen  
Und können sie brauchen,  
Wie's ihnen gefällt.

Was ich in der nächsten halben Stunde durchleben mußte, und mit mir so viele, das war ein Zusammenbruch, der nicht auf elementare Gewalt zurückzuführen, sondern herbeigeführt war von eigenen Volksgenossen in einer Zeit, da des Vaterlandes Not nach menschlichem Ermessen und Empfinden nicht mehr zu steigern war.

Kaum hatte ich die Schloßbrücke überschritten, als mir, in einzelnen getrennten Gruppen sich bewegend, die ersten Aufrührer begegneten. Am Denkmal Friedrichs des Großen folgten dann die in geschlossenen Zügen marschierenden Arbeiterbataillone, an ihrer Spitze eines der bekannten Lastautos mit Zivilisten, Matrosen, Weibern. Auf erhöhtem Sitz über dem Chauffeur ein Soldat

in Uniform, zwischen den gespreizten Beinen eine Stange mit einem roten Taschentuch fest einstemmend, und mit einem teuflischen Gesicht, das höhrend und in roher Siegesfreude in die Massen grinste. Diesen Eindruck werde ich nie vergessen. Die heterogene Verbindung des Ehrenkleides des deutschen Soldaten und der roten Fahne wirkte blickartig niederschmetternd. Das Preußenherz brach, und der Glaube an den Bestand alles dessen, was für uns vielleicht nie ganz ermessener, aber doch wahr und tief empfundener Wert war, schwand mit einem Schlage dahin. Wiederum wirkte das Gegenfällige und ließ wie einen in der Ferne verhallenden Ton, im Unterbewußtsein nur — denn alle Sinne waren durch die Scheußlichkeit des Erlebten in Anspruch genommen — die Klänge des so oft mit stolzem Selbstgefühl gesungenen Preußenliedes anklingen. Alle Gedanken und Empfindungen, zu denen wir uns in diesem Viede bekannt, alle Werte, die es pries und die uns ein unzerstörbarer und nie und von niemandem zu entreichender Besitz dünkten, betölet und zertreten von Menschen, die, gleichen Stammes wie wir, betört und verführt, sich dieses auch von ihnen einmal als Wert empfundenen Besitzes entäußerten, um der Fata Morgana eitler Versprechungen, dem Dunstgebilde sozialer und wirtschaftlicher Gleichheit und alle beglückender Seligkeit nachzujagen.

Am Denkmal Friedrichs des Großen blieben meine Frau, die mich vor dem Palais Kaiser Wilhelms I. erwartete, und ich einige Minuten stehen, schauten erstarrt den zum Schloß vorrückenden Scharen nach und gingen dann die Linden hinunter an den dicht aufeinanderfolgenden geschlossenen Reihen der aus den Fabriken zusammengeströmten Arbeiter entlang. In kurzen Abständen fuhren Lastautos in gleicher Besetzung, wie ich sie oben geschildert, an uns vorbei. Die Insassen johlten und schrien, schwenkten rote Tücher und Mützen, während die marschierenden Züge Ruhe bewahrten und auch in ihrem Neuzeren im allgemeinen einen besseren Eindruck machten. An der Kranzlerecke kamen uns zwei wie zum Tanzegehende, in ausgelassenster Freude sich ergehende Mädchen von 17—18 Jahren entgegen, die sich in den Arm eines frech aussehenden Burschen gehängt hatten. Wie weit sie sich der Bedeutung des Vorganges, den sie miterlebten, bewußt waren, weiß ich nicht. Mir fiel ihr Gebahren derart auf die nur noch schwach Widerstand leistenden Nerven, daß ich ihnen mit lauter Stimme entgegenschrie: „Lachen Sie nicht!“ Wie der „Bajazzo“ das Hohnlachen seines Herrn, empfand ich das ihre wie einen Peitschenhieb. Die meine der ihren entgegengesetzte Stimmung erkennende Menge nahm eine bedrohliche Haltung an, ließ sich aber, um nichts zu versäumen, von dem Strome mitreißen, und ich blieb, abgesehen von einigen derben Beschimpfungen, unbehelligt. Zu Hause angelangt, versagten die Nerven völlig, und ich brach an meinem Schreibtisch, das soeben Erlebte in allen seinen Wirkungen überdenkend, vor mir das Blatt

mit der vom Prinzen Max von Baden verkündeten, sich später als unwahr erweisenden Abdankung des Kaisers, zusammen. Es mag an jenem Tage vielen so gegangen sein, die den unermesslichen Verlust, den uns die Mittagstunde des 9. November gebracht hatte, nicht nur als solchen, sondern als Entehrung und Schande empfanden.

Im Laufe des Nachmittags griff die Bewegung auch auf die außerhalb des Zentrums liegenden Stadtteile über. Als wir zwischen 5 und 6 Uhr durch die Tauenzienstraße gingen, jagten zumeist mit Soldaten besetzte Panzer- und Lastautos an uns vorbei. Die republikanischen Soldaten hielten ihre Gewehre schußbereit gegen die Menge gerichtet, andere warfen Aufrufe in die Massen; geschossen wurde dort nicht. Es war ein lautes, widerwärtiges Treiben, ein rohes Jubeln über den Erfolg.

Zweimal konnte ich während der Nachmittagsstunden noch telephonische Verbindung mit dem Schloß bekommen. Ich wollte wissen, ob die Hausbibliothek bedroht sei. Das erste Mal erhielt ich die Meldung, die Schloßhöfe seien voller Menschen, das zweite Mal sagte mir Oberkassellan Digmann, er könne mir keine Auskunft mehr geben.

Wie ich durch spätere Erkundigungen und authentische Mitteilungen festgestellt habe, wurden eine Viertelstunde nach meinem Fortgange, also etwa um  $\frac{3}{4}$  Uhr, alle Militärposten von den Dächern und Portalen zurückgezogen, einmal infolge des Schießverbots, dessen Urheber immer noch nicht mit Sicherheit festgestellt ist, vor allem aber, weil auch im Schloß die angebliche Abdankung des Kaisers bekannt geworden war und eine allgemeine Desorganisation und Disziplinlosigkeit zur Folge hatte. Auch die Absperrungen in der Umgebung des Schlosses wurden aufgehoben. Ein zum Nachmittagsdienst über den Lustgarten zurückkehrender Schloßangestellter sah, wie die vor der Schloßbrücke stehenden Soldaten ihre Gewehre in die Spree warfen und auf dem Rückwege zum Schloß ihre Tornister heruntergleiten ließen, über die sich dann die nachströmenden Menschen hermachten. Während die zur Verteidigung des Schlosses bestimmten Soldaten abmarschbereit auf dem Hofe standen, fragte der Oberkassellan den Major der Polizeimannschaften, wer denn nun das Schloß schützen solle. Auf dessen an die Schutzleute gerichtete Frage, wer von ihnen mit ihm dazu bereit sei, traten 20 bis 30 Leute vor, die sich aber, da weiter nichts befohlen und unternommen wurde, unter dem Einfluß eines auf sie einredenden Zivilisten gleich wieder zerstreuten und verließen. Karabiner und Seitengewehre warfen sie auf einen Haufen; dasselbe taten auch die Soldaten. Die Handgranaten schleuderten sie in den Spreearm an der Burgstraße. Nur mit Mühe ließen sie sich von einem Schloßdiener zurückhalten, sie vorher zu entzünden. Bald darauf zogen auch die Truppen ab, zum Teil einzeln, zum Teil geschlossen ohne Waffen und Kokarden. Nur ein Zug des Alexander-

Regiments behielt die Gewehre. Ein jüdischer Mann geleitete ihr aus dem Schloß und durch die Menge, nachdem er die Truppe aufgefodert hatte, die Kokarden und Achselstücke zu entfernen und die Gewehrläufe nach unten zu richten zum Zeichen, daß Widerstand von ihr nicht zu befürchten sei. Dieses Bild weckt die Erinnerung an die Ansprache, die der Kaiser am 28. März 1901 bei der Einweihung der neuen Kaserne des Kaiser-Alexander-Regiments gehalten hatte. „Wie eine feste Burg“, sagte er, „ragt Eure neue Kaserne in der nächsten Nähe des Schlosses auf, das Ihr in erster Linie zu schützen stets bereit sein werdet. Das Kaiser-Alexander-Regiment ist berufen, gewissermaßen als Leibwache Tag und Nacht bereit zu sein, um für den König und sein Haus, wenn's gilt, Leben und Blut in die Schanze zu schlagen.“ Der Kaiser erinnerte an das opfermutige und pflichttreue Verhalten des Regiments im Jahre 1848. „Und wenn jemals wieder in dieser Stadt eine Zeit wie damals kommen sollte, eine Zeit der Auslehnung gegen den König, dann, davon bin ich überzeugt, wird das Regiment Alexander alle Unbotmäßigkeit und Ungehörigkeit wider seinen königlichen Herrn nachdrücklich in die Schranken zurückverweisen“. Ein gut Teil der Offiziere und Soldaten des aktiven Regiments war in Feindesland gefallen und hatten ihre Pflicht erfüllt. Aber auch die Mannschaften des Regiments, die am 9. November das Schloß in der geschilderten Weise verließen, mußten unter dem Eindruck der Proklamation des Prinzen Max glauben, sie hätten keinen König mehr, er habe sie im Stich gelassen.

Mit den von der Schloßbrücke und anderen Stellen zurückkehrenden Posten und insolge des Abmarsches der Truppen, für die das Portal IV nach dem Lustgarten zu geöffnet werden mußte, waren allmählich auch einzelne Leute aus der dort angesammelten Menge in die Schloßhöfe eingedrungen, unter ihnen ein Herr Schlesinger. Er sprach den Oberkastellan an und bedeutete ihm in sachlicher Weise, es möchte doch jemand, um das Schloß vor Plünderung zu schützen, einige Worte an die Menge richten und ihr mitteilen, daß alle Truppen zurückgezogen und das Schloß übergeben sei. Der Oberkastellan hielt sich dazu nicht für ermächtigt und wandte sich daher an den Chef des Stabes des Generalkommandos mit der Anfrage, ob eine solche Ansprache von ihm veranlaßt werden könnte. Dieser lehnte ab und verließ bald ebenso wie der Stellvertretende Kommandierende General das Schloß durch das nach dem Schloßplatz führende Portal II. Auf welchen höheren Befehl der Abzug der Truppen erfolgte, und ob er mit dem vielbesprochenen Schießverbot zusammenhängt, weiß ich nicht. Eines aber steht fest: das Schloß hätte nicht schutzlos bleiben und dem Pöbel preisgegeben werden dürfen. Auch Bock hatte den Befehl, mit der unter Napoleon vereinigten Armee gegen die Russen zu kämpfen, und fand doch den Mut der Verantwortung, den Neu-

tralitätsvertrag mit den Russen in der Poscherunschen Mühle bei Lauroggen abzuschließen. Und unwillkürlich werden wir an Nelson erinnert, der, wenn er ihm unbequeme, von ihm für richtig gehaltene Anordnungen durchkreuzende Signale höherer Kommandostellen nicht sehen wollte, sein Fernglas vor sein blindes Auge hielt und sich von seinen Offizieren bestätigen ließ, daß er nichts sehen könne.

Nach Abzug der Polizei und des Militärs war der Oberkassellan Digmann auf sich allein angewiesen. Da die Menge eine immer unruhiger werdende Haltung annahm und in das Schloß einzudringen drohte, ging er mit Schlestinger, mit einem noch zurückgebliebenen Beamten des Oberhofmarschallamts, Hofrat Rogge, und dem Schloßdiener Silbebrand in den im ersten Stockwerk nach dem Lustgarten zu gelegenen Pfeilersaal. Schlestinger redete den Beamten zu, um die Volksmassen in Ruhe zu halten, eine rote Fahne aus dem Fenster zu stecken; das rote Tuch würde in diesem Falle besänftigende Wirkung haben. Da eine rote Fahne im Schloßinventar begreiflicherweise nicht vorhanden war, wurde ein roter Stuhlüberzug, an einem Schirm befestigt, hinausgehängt und dann eine wollene rote Bettdecke aus einer Dienerstube über die Brüstung des Balkons gehängt. Darauf richtete der bereits genannte Herr Schlestinger eine kurze Ansprache an die Menge, in der er darauf hinwies, daß das Militär zurückgezogen worden sei; das Schloß sei Nationaleigentum und müsse geschützt werden.

Gegen  $\frac{1}{2}$  5 Uhr drang ein Trupp von Matrosen und Zivilpersonen, ungefähr 30 Mann, mit Revolvern und Gewehren bewaffnet und die unvermeidliche Zigarette im Munde, in das Schloß ein. Ohne diese habe auch ich während meiner späteren Anwesenheit im Schlosse und im Verkehr mit seiner Matrosenbesatzung kaum jemanden gesehen und gesprochen. Die Leute traten sehr schroff auf. Einer von ihnen ging auf Digmann zu und fragte barsch: „Sind Sie hier der Kaplan?“ In ihrer Mitte befand sich Liebknecht, vor Erregung zitternd. Unter dauernder Bedrohung des Oberkassellans, den sie mit auf ihn gerichteten Revolvern begleiteten, ließen sie sich nach dem ersten Stockwerk führen. Liebknecht hielt nun von dort und an derselben Stelle, an der der Kaiser am 1. August 1914 seine zweite Ansprache an das im Lustgarten versammelte Volk gerichtet hatte, eine Rede, in der er seiner Freude darüber Ausdruck gab, von diesem Platze aus zu begeisterten Proletariern sprechen zu können, und in der er nach Proklamierung der freien sozialistischen Republik die Versicherung abgab, die Herrschaft der Hohenzollern, die in diesem Schlosse jahrhundertlang gewohnt hätten, sei nun vorüber; nie mehr würde wieder ein Hohenzoller diesen Platz betreten. Nach Zeitungsberichten vom 10. November halte er bereits von der Schloßterrasse aus verkündet, der Arbeiter- und Soldatenrat habe das Schloß in seinen

Schutz genommen. Es sei kein beliebiger Privatbesitz mehr, sondern Volkseigentum. Die Wache würde vom Telegraphenbataillon gestellt; sie habe strengsten Befehl, jeglichen Versuch, einen Angriff auf das Gebäude zu unternehmen, mit Waffengewalt zu vereiteln. Auch ein Unteroffizier des Telegraphenbataillons soll dann noch gesprochen und zur Ruhe ermahnt haben. Die Richtigkeit dieser Zeitungsmeldung habe ich nicht nachgeprüft. Sicher aber ist, daß ein Telegraphenbataillon den Schutz des Schlosses nicht übernommen hat.

Nachdem Liebknecht das Schloß wieder verlassen hatte, blieb ein Teil der Bewaffneten, die ihn begleitet hatten, zurück. Die Schloßhöfe füllten sich beim Dunkelwerden immer mehr mit Menschen. Ihr Neugieriges und ihr Gebahren ließen erkennen, daß es lichtcheues Gesindel und die übelste Hefe des Berliner Mob war, der das immer stärker werdende Durcheinander und die Dunkelheit benutzen wollte, um seinem eigentlichen Beruf, dem Diebstahl, nachzugehen und zu sehen, was zu holen war. Unter den allmählich in die Schloßhöfe eingedrungenen Leuten befanden sich, wie aus ihrer Uniformierung ersichtlich war, eine größere Anzahl Angehörige der zweiten Klasse des Soldatenstandes, die aus Spandau nach Berlin gekommen waren. Da einige der im Schlosse befindlichen Bewaffneten die im Pfeilersaal ausgehängte rote Bettdecke nicht als vollwertiges Emblem der neuen sozialistischen Republik anerkennen wollten, hielten sie ein rotes Taschentuch auf der Fahnenstange, die bisher bei Bewohnung des Schlosses durch das Kaiserpaar die Kaiserstandarte getragen hatte. Wochenlang wehte dieser Wimpel vom Schlosse herab. Auf einer Fahnenstange der nach dem Schloßplatz und dem Marstall zu belegenen Schloßfront wurde von einem anderen Trupp von 5 bewaffneten Zivilisten und einem Matrosen ebenfalls eine rote Fahne gehißt. Diese hatten zu dem Zweck ein größeres Stück rotes Tuch mitgebracht. Einer von ihnen fragte beim Hinuntergehen vom Dach den sie begleitenden Schloßdiener, ob er ihm nicht etwas zu essen geben könne. Auf die Antwort des Dieners, er habe nichts und sie müßten, wenn sie hier „Dienst“ täten, doch auch von irgendeiner Stelle versorgt werden, teilte er ihm keineswegs vertraulich mit, er sei eben erst aus dem Zellengefängnis in der Lehrter Straße herausgekommen, wo er 2 $\frac{1}{2}$  Jahre „abgemacht“ habe. Die Leute traten nun an den Oberkastellan mit der Forderung heran, alle Räume des Schlosses aufzuschließen, da sich nach ihrer Meinung königstreue Offiziere darin versteckt hielten. Als er versicherte, es seien keine Offiziere mehr im Schloß, wurde er mit Erschießen bedroht und in seiner im Erdgeschoß des Mittelbaues belegenen Wohnung festgesetzt. Ein Posten wurde vor die Tür gestellt. Unterdessen wurden in allen Quartieren des Schlosses die Türen teils erbrochen, teils mit Dietrichen geöffnet. Um  $\frac{1}{2}$  8 Uhr trat derselbe Mann, der den Kastellan nach den an-

geblich im Schloß versteckten Offizieren gefragt hatte, in seine Wohnung und erklärte, man sei auch zu der Annahme berechtigt, daß sich geheime Telephonverbindungen im Schloß befänden. Digmann erklärte, es seien neu nur Fernsprechverbindungen für die Büroräume der Dienststellen des am Tage vorher eingezogenen Generalkommandos angelegt worden. Diese seien keineswegs geheim, sondern in aller Oeffentlichkeit von den dazu bestellten Postbeamten hergerichtet. Aufgefordert, diese Leitungen zu zeigen, wollte er seinen Hut holen, um mit dem Mann und seinen Begleitern über den zweiten Hof nach den Diensträumen der Marschälle zu gehen, in denen der Stab des Generalkommandos untergebracht gewesen war. Mit den Worten: „Für die paar Minuten brauchen Sie keinen Hut mehr“ wurde er gezwungen, die Führung zu übernehmen. Im Vorzimmer der Marschälle hing ein Spiegel. Kaum hatte der Führer des Trupps ihn bemerkt, als er aus Angst, der Spiegel könne Draußenstehenden seine Anwesenheit in dem Raume verraten und er könne unversehens erschossen werden, den Spiegel herunterzureißen befahl. Er ließ sich nun von dort aus mit einer außerhalb des Schlosses befindlichen Stelle, vielleicht mit dem Polizeipräsidium, verbinden und meldete dorthin, er habe einen Mann festnehmen lassen, der nicht die Wahrheit sage und der standrechtlich erschossen werden müsse. Dieses Ansinnen muß von der angerufenen Stelle nach längerem Hin und Her abgelehnt worden sein. Großmüthig verkündete er nun dem Kastellan, für dieses Mal sei es ihm noch geschenkt. Digmann wurde nach seiner Wohnung zurückgeführt.

Auf dem Rückwege sah er, wie der Vizestallmeister Graf von Westphalen von einer Horde von Menschen mit Pistolen in der Hand und der üblichen Zigarette im Munde auf den Hof geführt wurde. Auch Graf Westphalen war festgenommen worden, weil Offiziere sich im Marstall befinden sollten und er die Auskunft über ihre Unterkunft verweigerte. Digmann bat, man solle den Grafen mit in die Kastellanswohnung gehen lassen, was zugestanden wurde. Jetzt sah er von seinen Fenstern aus, daß viele Räume des Schlosses hell erleuchtet waren und machte den mit geladenem Gewehr in seinem Dienstzimmer sitzenden Posten darauf aufmerksam, daß in den Wohnräumen des Kaisers geplündert werde. Daß man sich auch bereits über die im am Eishof belegenen Magazin aufbewahrten Vorräte an Materialienwaren gemacht hatte, er sah er daraus, daß ab und zu Leute mit gestohlenen Eßwaren zu ihm hereinkamen und ihn ersuchten, diese für sie in Gewahrsam zu nehmen. Einer traute dem andern nicht.

Ueber die im Schloß befindlichen Vorräte ist in jenen Tagen und auch später noch, zum Teil aus Unkenntnis der Verhältnisse, zumeist aber in verleumderischer, verheßender Absicht, so viel gelogen und auch von bürgerlichen Kreisen in geschmackloser und gehässiger Weise weitergetragen worden, daß man ein solches Gebahren Menschen

gegenüber, die bis dahin persönlich unbestrittene Achtung genossen, nur als Selbstentwürdigung eines Volkes bezeichnen kann. Für mich war es ein niederdrückendes Zeugnis für den kulturellen Tiefstand weitester Volksschichten, und ich habe Veranlassung nehmen müssen, mit manchem abzurechnen, dessen Urteilsfähigkeit und Taktgefühl in Gesprächen über diesen Klatsch völlig versagte. Versuche, durch an die Presse gesandte Berichtigungen aufzuklären, scheiterten. Hin und wieder erschienen solche in kleinen Provinzblättern. Und die Sachlage war so zweifelsfrei, die Aufklärung so einfach! Vom Vorratsmagazin des Schlosses, an dem ich täglich vorbeiging, wurde von Kriegsbeginn an das gesamte Große Hauptquartier versorgt. Dazu gehörten die General- und Flügel-Adjutanten des Kaisers, das Oberhofmarschall- und Obermarschallamt, der Vertreter des Auswärtigen Amtes sowie das Militär-, Marine- und Zivilkabinett mit dem erforderlichen Beamten- und Dienstpersonal. Bei den vielen Besuchen im Großen Hauptquartier, der häufigen Anwesenheit von Bundesfürsten, Vertretern der neutralen Mächte, hohen Staatsbeamten, Militärs und anderen Würdenträgern, waren in meinem Umfang auch Repräsentationspflichten zu erfüllen. Die Zahl der im Durchschnitt täglich zu versorgenden Personen betrug anfangs etwa 250, später 150 und mehr. Bis auf frisches Fleisch wurde alles dazu Erforderliche, zeitweise selbst Kartoffeln, vom Magazinverwalter nach dem jeweiligen Standort des Hauptquartiers geschickt. Es gingen täglich durchschnittlich 20 bis 25 Kisten ab. Zuweilen wurde auch das frische Fleisch von Berlin aus geliefert, zumal wenn der Kaiser, wie so häufig, auf Reisen war. Da man nicht von der Hand in den Mund leben konnte und bei plötzlichem Ortswechsel die am Hauptstandort befindlichen Vorräte, um den auf wenige Wagen beschränkten Hofzug nicht zu belasten, nicht mitgenommen werden konnten, mußte auch für solche Fälle vorgesorgt werden. Selbstverständlich waren zur Bestreitung eines solchen Haushaltes größere Vorräte notwendig. Trotzdem wurde im Großen Hauptquartier, selbst zu Zeiten, als die Not im Lande noch nicht allzu drückend war, einfach gelebt. Als ich im April 1916 in Charleville an der kaiserlichen Mittagstafel teilnahm — es war ein fleischloser Tag —, gab es nach der Suppe Birnen und Klöße, dann Fisch und zum Zweck der Butterersparnis bereits gestrichene Käsebröte. Und auch Sven Hedin berichtet in seinem seinerzeit vielgelesenen Buche „Das Volk in Waffen“: „Der Mittagstisch war einfach gedeckt. Der einzige Luxus war die goldene Klingel, die vor dem Couvert des Kaisers stand, und mit der er klingelte, sobald ein neues Gericht hereingetragen werden sollte. Das Mittagessen war ebenso einfach: Suppe, Fleisch mit Gemüse, Nachspeise und Früchte mit Rotwein“.

Der Magazinverwalter Günzel hatte am Sonnabend, den 9., das Schloß um 2 Uhr verlassen. Zwei Stunden später gelang



es ihm, wieder hineinzukommen. Er stand mit dem Sekretär des Telegraphenamtes gegen  $\frac{1}{2}$  5 Uhr auf dem Eishof vor seinem Magazin, als zwei Herren mit etwa 15 bewaffneten Zivilisten und Soldaten an sie herantraten. Einer von ihnen wurde Dr. Stein angeredet, der andere als Abgeordneter angesprochen. Stein begab sich zunächst mit dem Telegraphensekretär in dessen Dienststube, befragte ihn nach geheimen Leistungen und ernannte einen jüdischen Soldaten, der sich ihm als Telegraphenassistent vorstellte und anbot, zum Vorsteher des Telegraphenamts, dessen Befehle der bisherige Sekretär zu befolgen habe. Dann ließ er sich mit seinen Leuten vom Magazinerwalter in dessen Vorratsräume führen. Kaum hatte er einen Ueberblick bekommen, als er mit lauter Stimme verkündete: „Seht mal, so hat der Kaiser gelebt. Ihr habt im Schützengraben gelegen und habt müssen hungern“. Die Einwendung Günzels, daß die Vorräte nicht etwa für den kaiserlichen Hofhalt allein, sondern für das gesamte Große Hauptquartier bestimmt seien, ließ er unbeachtet. Er hatte seine Aufmerksamkeit einer Leberwurst zugewendet und fragte Günzel, ob Schweinefleisch darin sei, was dieser bejahte. Die Leberwurst blieb gereftet, später aber konnte die größte und dickste Schlackwurst den rituellen Bedenken dieses Revolutionshelden nicht widerstehen und fand ihren Weg in die Tasche seines Ueberziehers. Es wurden nunmehr zwei Waschkörbe mit Zigarren und Zigaretten vollgepackt, dazu 3 Pakete Butter zu 10 Pfund, 20 bis 30 Brote, Schlackwürste, Kekes und Schokolade, die von den Soldaten in die Dienststube der Schloßdiener gebracht und dort verteilt wurden. Günzel sah noch, wie zwei Kisten Zigarren schon beim Einpacken in den Händen der Leute verschwanden. Das zur Auszahlung von Löhnen bestimmte Geld, etwa 1300 Mark, wurde ihm abgenommen mit dem Bemerkten, die Löhne würden vom Arbeiter- und Soldatenrat bezahlt werden. Er wurde angewiesen, am nächsten Morgen um 7 Uhr zur Ausgabe von Proviant wieder zur Stelle zu sein. Als er mit Stein und dem Abgeordneten auf den zweiten Schloßhof trat, wurden dort Handgranaten geworfen, die Stein weniger Behagen verursachten als die Würste der Vorratskammer. „Nun könnten sie bald aufhören zu schießen“, bemerkte er zu seinem Begleiter. Als Günzel einige Tage später — er war infolge der Aufregung erkrankt — wieder im Schloß erschien und der Matrosenwache sagte, Stein habe ihm zugesagt, er könne sein Geld und seine Sachen holen, riefen ihm die Leute zu: „Ach, der Dr. Stein, der Schweinehund, wenn wir den nur erschossen hätten“. Sein Eigentum wurde Günzel ausgehändigt.

Die im Magazin vorhandenen Vorräte an Mehl, Zucker, Konserven und anderen Nahrungsmitteln, die dem Verderben nicht ausgesetzt sind, waren beträchtliche, da von Ernte zu Ernte immer für ein Jahr vorbebeschafft wurde, ebenso waren Zigarren und Zigaretten reichlich vorhanden. An Butter war ein Faß zu 50 Pfund

und drei Pakete zu 10 Pfund da — 10 Pfund, wirklich nicht viel für die schon genannte Zahl von Verbrauchern, wurden täglich in das Große Hauptquartier geschickt —, ferner 3 bis 4 Schock Eier; Schmalz war nicht vorhanden. Der monatliche Verbrauch darin betrug 60 Pfund. Ich führe diese Zahlen an, um zu zeigen, daß die Vorräte sich durchaus im Rahmen des Gebotenen hielten. Im Publikum fabelte man von 150 Faß Butter und ähnlichen Mengen anderer Lebensmittel, die man im Schloß vorgefunden habe. Jede Belehrung blieb, wie gesagt, fruchtlos.

In der beachtenswerten Schrift des schwedischen Oberstleutnants Ludwig af Petersen „Nach dem Frieden“ wird eine Aeußerung des demokratischen dänischen Schriftstellers Georg Brandes über die mangelnde Urteilsfähigkeit und Leichtgläubigkeit der Menge angeführt. Brandes sagt: „Die gesunde Vernunft und der intuitive Blick der Masse für das Richtige ist nie etwas anderes als eine demokratische Legende gewesen. Die Massen glauben in der Regel an jede Lüge, die ihnen beständig eingeimpft wird. Sie glauben, was eine Menge von Augenzeugen gesehen zu haben behauptet“. In wie viel Fällen ist ein solcher „Augenzeuge“ ein dem Vorgang des von ihm geschilderten Geschehnisses völlig fernstehender Zeilenschreiber, dem seine vom knurrenden Magen beflügelte Phantasie sein angebliches Erlebnis eingibt und niederschreiben läßt. Meistens aber sind unter, geordnete Klatsch- und Schmähsucht, die Freude daran, Menschen die früher hochstanden, selbst wenn sie gefallen sind, weiter hinabzuziehen, der bekannte Fußtritt, den der Esel dem verwundeten Löwen gibt, in derartigen Fällen die Beweggründe für viele Menschen, deren Anstandsgefühl, Gerechtigkeitsstinn und Urteilsvermögen im umgekehrten Verhältnis zu ihrer bisweilen gedankenlosen, oft boshaften Redseligkeit stehen.

In später Abendstunde des 9. November erschien ein Offizier in Uniform, ohne Achselstücke, in der Wohnung des Kastellans und stellte sich als ein Herr von Wedel, Verwandter der Hof- und Staatsdame Fräulein von Gersdorff, vor. Er sei vor wenigen Stunden auf dem Potsdamer Bahnhof angekommen, in den Volks-trubel geraten und bis zum Schlosse vorgeedrungen. Seine Absicht sei nun, hier Ordnung zu schaffen und der immer weiter um sich greifenden Stehleri ein Ende zu machen. In der Tat setzte er sich soweit durch, daß er mit Hilfe einiger gleichgesinnter Leute mehreren Plünderern die gestohlenen Gegenstände abnehmen und in der Wohnung des Oberkastellans und in der Schloßdiener-Dienststube niederlegen ließ. Einer der Plünderer wurde gefaßt, als er das Schloß verlassen wollte. Das Klappern der Orden des Kaisers, die er sich in die Manteltasche gesteckt, hatte ihn verdächtig gemacht. Bei seiner Leibesuntersuchung ergab es sich, daß er mehrere Hemden aus dem Wäschevorrat des Kaisers übereinander gezogen hatte. Meistens waren es Kleidungsstücke aus dem Garderobenzimmer

des Kaisers, Anzüge, Stiefel, Pelzmäntel, Handschuhe, Säbel, Orden, die entwendet wurden, aber auch Damenunterkleider, die darauf schließen ließen, daß man schon in verschiedene Quartiere des Schlosses eingedrungen war. Mehrere Gegenstände wurden auch einem Handelsjuden von besonders guter Witterung abgenommen, der, die „Konjunktur“ ausnützend, den Diebsgesellen die gestohlenen Gegenstände gleich an Ort und Stelle abgekauft hatte.

Wie manche nach ihm war auch von Wedel als Ordnungsführer nur eine vorübergehende Erscheinung in dem wüsten Treiben. Spätere Feststellungen erwiesen, daß seine Angaben über seinen Namen und seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu Fräulein von Bersdorff unrichtige waren. Er war am nächsten Morgen verschwunden, angeblich bei einer Schießerei verwundet.

Schon in den Abendstunden und während der ganzen Nacht vom 9. zum 10. November wurde überall im Schloß blindlings geschossen. Diese Knallerei hatte angeblich den Zweck der Abwehr gegen noch im Schloß sich aufhaltende Offiziere, tatsächlich wollte man dadurch nur die Unordnung steigern, um unter ihrem Schutz besser arbeiten zu können. Unter den Plünderern befand sich scheinbar eine große Zahl von Zivilpersonen, die Soldaten ihre Uniformen abgekauft hatten, um, durch diese „legitimiert“, unbehinderter ins Schloß zu kommen und sich dort freier bewegen zu können.

Nachts um 2 Uhr wurde beim Oberkastellan, der die ganze Nacht mit seinen beiden Töchtern auf Stühlen sitzend zubrachte, wieder geklingelt. Es erschien ein gut gekleideter, gebildeter Herr, der nach Graf Westphalen fragte. Er erklärte diesem, er käme aus dem Reichstag; er bedauere die Festnahme des Grafen und seine gewaltsame Entfernung aus dem Marstall, die auf ein noch zu klärendes Mißverständnis zurückzuführen sei. Graf Westphalen wurde darauf wieder nach dem Marstall zurückgeführt. Auf die Bitte des Oberkastellans, ob er nicht dafür Sorge tragen könne, daß die Plünderungen im Schloß aufhörten, erwiderte der Fremde, nachdem er sich mit dem Reichstag telephonisch in Verbindung gesetzt hatte, er ginge sofort dorthin zurück; am nächsten Tage werde alles in Ordnung sein. Eine Wirkung hatte diese Zusage nicht. Im Gegenteil, die Zustände verschlimmerten sich.

Als Digmann am Sonntagvormittag seine Wohnung wieder verlassen durfte, hörte er, ein Mann, namens Bujakowski, Präfer der Schwarzkopffwerke, sei von den im Schloß anwesenden Zivilisten und Soldaten zum Kommandanten gewählt worden. Bujakowski war ein sehr gewöhnlicher, rabiater Mensch, der jede Frage oder Einwendung des Kastellans mit den Worten: „Sie haben hier gar nichts zu sagen“ schroff zurückwies. Seine Kommandogewalt hatte schon zu mittag ihr Ende erreicht. Er wurde durch einen mehrfach vorbestraften, früheren Kellner Pontow abgelöst. Dieser

hatte sich zur Erhöhung seines Ansehens unter seinen Leuten, wie er selbst später bei seiner Vernehmung im Polizeipräsidium angegeben hat, aus der Garderobe des Kaisers mit einer Uniform versorgt. Dessen rechte Hand war ein Unteroffizier Kaiser, der sich mit vielem anderen Gesindel während der Nacht im Schloß eingefunden hatte. Dieser verkündete um 1/2 12 mittags dem Oberkastellan, er habe, da unter Benutzung geheimer Fernsprechleitungen fortgesetzt vom Schloß aus gesprochen werde, mit allen anderen Bewohnern innerhalb einer halben Stunde das Schloß zu verlassen. Digmann sollte sie von diesem Befehl in Kenntnis setzen. Außer ihm waren noch der Kastellan der kaiserlichen Wohnung, Klose, die Poliere Schönfelder und Schulz mit ihren Familien und einige Schloßfrauen im Schloß geblieben. Sie verließen es um 2 Uhr, nur Klose und Schönfelder durften darin bleiben. Außer den vermeintlichen geheimen Telephonanlagen waren es besonders angebliche unterirdische Gänge, die die Gemüter der insolge ihres schlechten Gewissens in dauernder Angst befindlichen jetzigen Schloßinsassen beunruhigten. Solche Gänge sind das unvermeidliche Requisite der Detektivromane. Sie mußten auch bei einer richtigen Revolution ihre Rolle spielen. Die Leute ließen sich trotz aller Versicherungen und Nachweise, daß von den Schloßhöfen nur einige Entwässerungskanäle in die beiden Spreearme führten und daß diese Kanäle an ihren Ausläufen vermauert seien, von der ihre Phantasie erfüllenden Räuberromantik nicht abbringen. „Wohin sollen denn die Gänge führen?“ fragte der Kastellan. „Nach der Kaserne des Augusta-Regiments.“ „Woglauben Sie denn, daß diese liegt?“ „Am Alexanderplatz.“ In der Tat liegt sie am Tempelhofer Felde. Weiteres Nachfragen ergab, daß die schon erwähnte Ansprache des Kaisers bei Einweihung der neuen Kaserne des Alexander-Regiments, das früher am Alexanderplatz untergebracht war, in den wirren Köpfen spukte und sie zu der Annahme geführt hatte, es bestände eine unterirdische Verbindung zwischen ihr und dem Schloß. Alle derartigen Behauptungen wurden fortwährend noch wochenlang wiederholt; immer wieder wurde, auch unter Heranziehung der Kriminalpolizei, nach den geheimen Fernsprechleitungen gesucht, alle Keller- und Bodenträume wurden durchsucht. Hinter jeder verschlossenen Kammertür wurde Unheimliches vermutet, und, war sie dann aufgeschlossen, unter traurigem Verzicht auf die endlich erhoffte Entdeckung festgestellt, daß man eine Besenkammer in falschem Verdacht gehabt hatte, die Zentrale der Gegenrevolution zu sein. Dumme Gesichter und weiteres Suchen waren die Folge.

Bis zum Mittwoch mittag hauste das verbrecherische Gesindel im Schloß. Die wenigen verständigen und anständigen Menschen, wie ein Fähnrich des Garde-Jägerbataillons, die mildernd zu wirken versuchten, hatten es, von dem widerwärtigen Treiben angeekelt, schon früher verlassen oder waren ge-

wallsam entfernt worden. Am Mittwoch, den 13., mittags warf die vielgenannte Volksmarinedivision, die seit Sonntag im Marstall lag, das Verbrecherpack aus dem Schlosse hinaus. Truppweise hatten sich Mannschaften der Division, die bewaffnet waren, angeblich um Lebensmittel zu empfangen, ins Schloß begeben und dann von den Banden innegehabte Wohnräume im dritten Stockwerk und in den sogenannten Archivräumen im Erdgeschoß nach dem Schloßplatz zu säubert. Das war ohne Widerstand und Blutvergießen gelungen. Nach dem übereinstimmenden Urteil der Männer, die während dieser ersten Revolutionswochen ihre Beobachtungen im Schlosse machen konnten, war ein großer Teil der dort wirkenden Revolutionsmacher feige und zudem argwöhnisch gegeneinander, großmülig, solange sie nichts zu befürchten hatten, um ihr Leben besorgt und selbst hinter dem Oberkastellan Schutz suchend, wenn Gefahr drohte.

Die Volksmarinedivision bestand aus Marinetruppen, zum meist Maschinisten und Heizern, die zum großen Teil von der Regierung von Cuxhaven nach Berlin beordert waren, mit dem besonderen Auftrag, das Schloß zu schützen. Matrosen aus Kiel hatten sich ihr angeschlossen. Dann aber nahm sie wahllos und, oft ohne nach irgendwelchem Ausweis zu fragen, hergelaufenes Gesindel von der Straße auf, das sich für wenig Geld eine „Matrosenkluft“ erstanden hatte. Im Widerstreit mit diesen Elementen, in ehrlichen Versuchen, ihrem Treiben und Stehlen Einhalt zu tun, rieben sich einige anständig gesonnene Führer der Truppe auf. Sie konnten es nicht verhindern, daß, während bis dahin nur einzelnes hier und dort gestohlen wurde, das Diebesgeschäft jetzt systematisch und großzügig betrieben wurde.

Zum Kommandanten des Schlosses nach der Besetzung durch die Matrosen machte sich ein Maschinistenmaat Bioczorek. In der Nacht vom Donnerstag zum Freitag war in ihrem Hauptlager, dem Marstall, ein Kapitänleutnant Bretschneider erschienen, der die dort einquartierten Matrosen unter sein Kommando bringen wollte. Als Bioczorek davon Kenntnis erhielt, ging er mit dem später vielgenannten Leutnant Dornbach hinüber. Dieser war schon früher in sozialistischem Sinne tätig gewesen, war dann aber nach seiner eigenen, wohl mit Recht in Zweifel gezogenen Angabe bei Beginn des Krieges wieder in das Heer eingetreten und wegen Tapferkeit vor dem Feinde zum Offizier befördert worden. Er war ein sehr aufgeregter, unzuverlässiger Mensch, der durch seine Redegewandtheit Einfluß über einen Teil der Matrosen gewann. Immer mehr stellte sich heraus, daß er ihn im Sinne Liebknechts und Eichhorns geltend zu machen und die Division auf die Seite der Unabhängigen hinüberzuführen suchte. Bei den besonnenen und rechtlich denkenden Elementen erfreute er sich keiner Beliebtheit. Er stand zunächst mit einem Matrosen Egmann, der zu den ord-

nungsliebenden Führern gehörte, der Presseabteilung der Volksmarinedivision vor. Als Brettschneider von Bioczorek zur Rede gestellt wurde, schoß er diesen nieder. Darauf wandte sich Dornbach gegen Brettschneider, der nun seine Waffe auch gegen ihn richtete. „Wenn ich doch sterben soll, gib mir wenigstens eine Zigarette“, rief ihm Dornbach zu. In diesem Augenblick wurde Brettschneider von umstehenden Matrosen erschlagen. Bei dem sich entspinrenden Kampf fand noch ein anderer Matrose den Tod. Dornbach rettete sich nach dem Schlosse.

Nach Bioczorek wurde der Obermatrose Wilke zum Schloßkommandanten gewählt, ein ganz junger Mensch, unter dessen Kommando alles drunter und drüber ging. Er wurde, da eine Spaltung unter den Matrosen entstanden war, nach wenigen Tagen abgesetzt. An seine Stelle wurde auf Vorschlag eines Artillerieoffiziers Walter, der eine zuverlässige und sich gut benehmende Artillerie-Abteilung im Schloß kommandierte, der bisherige Büroleiter Wilkes, Obermaat Schmidt, ein älterer, besonnener Mann, zum Kommandanten gewählt. Soweit es ihm möglich war, suchte er Ordnung zu halten und veranlaßte, daß die im Schloß befindliche Matrosenbesatzung, weil dauernd gefohlen wurde, am 26. 11. aus dem Schloß herauskam und im Restaurant von Kistenmacher In den Zelten untergebracht wurde. Aber die in den Räumen des Oberhofmarschallamts eingerichteten Büros zu verlegen, gelang ihm nicht. Diese sowie die Kassen- und Kriminalabteilung blieben bis auf weiteres im Schloß. In rohester Weise wurden die Akten des Oberhofmarschallamts, in denen man nach „das alte Regime“ belassenden Belegen herumstöberte, umhergeworfen und zum großen Teil vernichtet. Auch die Büchersammlung des Oberzeremonienamts in der Archivwohnung, in der Ordonnanzen untergebracht waren, wurde zum Teil ein Opfer der Zerstörungswut der Matrosen. Den verschont gebliebenen Rest der Bücher habe ich später für die Hausbibliothek übernommen. Sie waren durch unflätige Einschristen besudelt. Den Titel einer Chronik des Hohenzollernhauses, deren Seiten durchrissen wurden, hatte man durchgestrichen und „Verbrecher-Album“ darüber geschrieben. Als die Besatzung das Schloß verließ, nahm sie zur Einrichtung ihrer neuen Unterkunftsräume alles mögliche mit. Schmidt ging mit ihr aus dem Schloß. An seiner Stelle übernahm Graf Metternich das Kommando.

Ich muß jetzt einige Tage zurückgreifen, um meine eigenen Erlebnisse und Eindrücke während dieser Zeit zu schildern. Am Sonntagvormittag ging ich mit meiner Frau zum Bismarck-Denkmal. Wir suchten das: *δός μοι, ποῦ στῶ*. Auf der Charlottenburger Chaussee fuhr Wagen hinter Wagen zum Rennen nach Westend. Berlin!!

Mein Versuch, am Montag, den 11. November, früh meine Arbeitsstätte im Schloß zu erreichen, scheiterte. Ich gelangte, die

Vinden hinausgehend, nur bis zur Friedrichstraße. Von dort ab war die Straße bis zum Schloß und wohl darüber hinaus durch Soldaten mit roten Armbinden abgesperrt. Nur einzelne Leute, die sich als Bewohner der im Absperrungsgebiet liegenden Häuser ausweisen konnten, wurden durchgelassen. Der Grund der Absperrung war, daß in der ganzen Gegend immer noch bei Tag und Nacht vereinzelt geschossen wurde, angeblich um wieder in dort liegenden öffentlichen Gebäuden sich versteckt haltende „königstreue“ Offiziere zu vertreiben. Auf meine mehr zum Zwecke der Feststellung als in ernster Absicht an einen allerdings besonders grimm aussehenden Stratioten gestellte Frage, ob ich in die königliche Bibliothek gehen dürfte, antwortete er barsch: „Mann, ein kommen Se, raus nie wieder.“ Das „Café Bauer“, wie das gegenüberliegende „Victoria-Café“ wiesen eine große Zahl von Schutzstellen auf; die Fensterscheiben waren zum Teil zerbrochen. Ich bog nun in die Friedrichstraße nach dem Bahnhof zu ein, sah, daß auch das „Central-Hotel“ beschossen worden war und daß in der Mittelstraße der Hofsieur Haby sein Kostlieferantenschild mit emsiger Geschäftigkeit herunternehmen ließ.

Die Aussicht, für unbestimmte Zeit die berufliche Arbeit nicht wieder aufnehmen zu können, und die Ungewißheit, ob die Hausbibliothek beschädigt sei, war niederdrückend.

Um so erfreuter war ich, als ich noch im Laufe des Montagabend durch telephonischen Anruf für den nächsten Tag nach dem Neuen Palais gebeten wurde. Es erschien zweckmäßig, über die dort befindlichen Bücher des Kaiserpaares Anordnungen zu treffen. Die Kaiserin befand sich, wie alljährlich um diese Zeit, seit Monaten im Neuen Palais, das der Kaiser Ende Oktober verlassen hatte, um wieder nach dem Großen Hauptquartier in Spaa und von dort zur Front zu gehen. Die Prinzen Eitel-Friedrich, August Wilhelm und Oskar mit ihren Gemahlinnen, auch die Kronprinzessin mit ihren Kindern, waren um sie, ebenso der übliche Hofstaat. Die Mannschaften der Infanterie-Stubswache, die noch von der Anwesenheit des Kaisers her im Neuen Palais stationiert waren und bis zur Revolution die Wachen gestellt hatten, waren in den Abendstunden des 9. November nach Bildung eines Soldatenrates auseinandergelaufen. Durch Vermittlung des Obersten von Hahnke, der sich der Kaiserin zur Verfügung gestellt hatte und auch im Neuen Palais wohnte, waren dann von der Potsdamer Garnison Mannschaften zur Absperrung des Palais dorthin beordert worden. Im Innern übernahm der Oberkassellan mit seinen Schloßdienern und der persönliche Dienst der Kaiserin ihren Schutz. Zum Glück blieb alles ruhig. Die zum Eintritt in das Palais Berechtigten wurden wie sonst, nachdem sie sich durch ihre Einlaßkarte ausgewiesen hatten, von dem Posten und dem ihm wie früher beigegebenen Schutzmann durchgelassen. Abgesehen

davon, daß die Fahne der Kaiserin eingezogen war, deutete nichts in der Umgebung des Palais auf die Veränderung der Verhältnisse. Die Kaiserin blieb auch bis zu ihrer Uebersiedelung zum Prinzen Eitel-Friedrich nach der Villa Ingenheim in Potsdam, wo sie bis zur Abreise nach Holland am 27. November verblieb, völlig unbehelligt. Mitteilungen über Belästigungen und Roheiten, denen sie angeblich im Berliner Schloß durch Matrosen ausgesetzt gewesen sein soll, sind falsch.

Am Montag, den 18. November, unterbrach ich meine Arbeit im Neuen Palais, um zu versuchen, in das Schloß zu gelangen und mich dort von dem Stand der Dinge zu unterrichten. Besonders kam es mir darauf an, festzustellen, ob die Büchereien unter den Plünderungen und Verwüstungen gelitten hätten. Es handelte sich dabei einmal um die in den Wohnräumen der Majestäten untergebrachten Büchersammlungen und zweitens um die an der Spreeseite gelegene königliche Hausbibliothek. Das Schloß war nur durch Portal II vom Schloßplatz aus zugänglich. Fünf bis sechs rauchende Matrosen in nachlässiger Haltung und Kleidung hielten hier Wache. Nach meinem Begehre gefragt, äußerte ich meinen Wunsch, zum Kommandanten oder zu irgend-einer Person geführt zu werden, die es mir ermöglichte, durch die kaiserliche Wohnung zu gehen. Ein Posten begleitete mich in die links vom Portal im Erdgeschoß gelegene Archivwohnung. Dort saßen und lagen in den einzelnen Räumen rauchende oder schlafende Matrosen. Es war scheinbar eine Art Dienststelle der Ordonnanzen. Man gab mir eine Ordonnanz mit. Sie führte mich über die Marmortreppe zur bisherigen Wohnung der Oberhofmeisterin Gräfin Brockdorff. Die sonst mit schweren Teppichen belegte Treppe, deren Seitenwände mit Hohenzollernporträts und Bildern aus der preußischen Geschichte geschmückt sind, war unbeschreiblich schmutzig und von den benagelten Soldatenstiefeln arg mitgenommen; Marmorstücke waren herausgeschlagen. Im Sakaienzimmer der Oberhofmeisterin saßen eng zusammengesperrt mehrere Matrosen an einem Tisch. Ich nannte meinen Namen und trug mein Anliegen vor. Man antwortete unfreundlich, barsch und zunächst ablehnend. „Ach was, Ihre Bücher wird Ihnen niemand genommen haben. Uebrigens können Sie uns für unsere Wachstuben Bücher zur Verfügung stellen.“ Ich erwiderte, daß mir ein Verfügungsrecht über die Büchereien, die ich ansehen wolle, nicht zustände. Sie seien Eigentum des Kaisers und der Kaiserin. Welche Funktion die hier einquartierten Matrosen zu erfüllen hatten, weiß ich nicht. Man gab mir schließlich einen elend und heruntergekommen aussehenden Mann in einer schlecht sitzenden Infanterie-Uniform mit, der mich zum Kommandanten führen sollte. Er machte im Gegen-satz zu allen Leuten, die ich bisher gesprochen hatte, einen ruhigen Eindruck und sprach verständig. Scheinbar hatte er sich nur, um



Unterkunft und Verpflegung zu bekommen, den Matrosen angeschloffen. In den Räumen, die sonst mit peinlichster Sauberkeit gepflegt wurden, hielten sich jetzt die qualmenden, ihre Zigarettenenden auf den Boden werfenden, umherspuckenden, sich bewußt roh gebärdenden Matrosen auf. Auf den Treppen ein ständiger Verkehr; eine Aufsicht über diesen gab es nicht. Mir schien es, jeder, der Uniform an habe, könne ungehindert gehen, wohin er wolle. Nur so verdächtige Elemente wie ich wurden scharf bewacht. Mein erster Besuch im Schloß fiel gerade in die zügelloseste Zeit der Matrosenherrschaft. Der von mir schon oben gekennzeichnete Matrose Wilke war damals Kommandant. Wo er sein Quartier hatte, schien niemand recht zu wissen. Wenigstens irrte der mir zur Führung mitgegebene Soldat rat- und planlos in den mir so vertrauten Gängen und Räumen umher. Immer wieder fragte ich mich, wie ist das möglich geworden, und wie soll das enden?

Schließlich kamen wir auf den ersten Hof, auf dem Maschinengewehre und sonstiges Waffengerät standen. Dort sah ich von weitem den Kastellan Klose, dessen Aufsicht die kaiserliche Wohnung unterstellt gewesen war. Ich bedeutete meinem Begleiter, dieser würde uns gewiß Auskunft geben können. Unter den aus dem Rahmen des Schloßbildes so gänzlich herausfallenden Gestalten ein bekanntes Gesicht zu erblicken, war eine seelische Entlastung und ließ wieder zu Atem kommen. Klose rief, nachdem ich ihm meinen Wunsch ausgesprochen hatte, einen über den Hof gehenden Matrosen heran, den er mir als Waffenmeister Köhler vorstellte. Köhler, ein untersehter, energisch aussehender, stark selbstbewußter Mensch, hatte den Kastellan in seinen Bemühungen, Diebstähle nach Möglichkeit zu verhindern, nach besten Kräften unterstützt. Angeblich durfte ohne seine Erlaubnis niemand durch die Räume der kaiserlichen Wohnung gehen. Wie wenig er dies verhindern konnte, hatte ich bald Gelegenheit, festzustellen. Nachdem er von meinen Personalien in Kenntnis gesetzt worden war, begannen wir zu vieren die Wanderung durch die Privatzimmer der Majestäten. Jeder Schloßbewohner oder im Schlosse Tätige weiß, welche selbstverständliche Zurückhaltung bisher beim Betreten dieser Räume beobachtet worden war. Nur dem, der dienstlich unbedingt darin zu tun hatte, war der Zutritt gestattet. Da die Privatbibliotheken der Majestäten in unmittelbarem Zusammenhang mit den von ihnen bewohnten Gemächern standen, waren sie mir durch jahrelange dienstliche Tätigkeit wohlvertraut. Und doch hatte ich sie immer mit einer Pietät, die mir die Verehrung für ihre Bewohner eingab, betreten. Ihre Einrichtung, die Bilder, Kunstgegenstände, Erinnerungsstücke, die auf Tischen und Gestellen umherliegenden und stehenden Bücher, alles das war Ausdruck ihrer Persönlichkeit. Man wußte, wie sie an den einzelnen Dingen hingen, wenn es auch nur Lichtbildaufnahme von dieser oder jener

Begebenheit waren. In gewissem Sinne und richtig verstanden wird jedem sein Heim zum Heiligtum, in dem der unberufene Fremde, der uns Fernsehende die Harmonie störend wirkt. Wie abstoßend, niederdrückend, unsagbar trüb und traurig stimmend und zugleich empörend der Eindruck war, den ich empfand, als wir beim Durchschreiten der kaiserlichen Wohnung einzelnen und in kleinen Trupps gehenden, rauchenden Soldaten und Matrosen begegneten, vermag ich nicht zu schildern. Vielleicht kommen diesem oder jenem von denen, die damals zu Unrecht sich in den Wohnräumen des Kaiserpaares aufgehalten haben, diese Zeilen gelegentlich zu Gesicht. Sollte er sich nur eine Spur von Empfinden für das ureigene Recht der Persönlichkeit bewahrt haben und sich dessen bewußt werden können, er müßte mich verstehen. Sein Rechtsgefühl müßte sich gegen solchen Uebergriff sträuben, dächte er an sein eigenes Heim, mag dieses auch nur eine Hütte oder eine bescheidene Kammer sein. Ich spreche jetzt nicht von den Plünderern und Dieben, die in den ersten Tagen nach der Revolution im Schlosse gehaust haben. Diese schalten bei einer solchen ethischen Betrachtung selbstverständlich aus. Ich spreche von den Soldaten und Matrosen, die mir bei meinem Durchgang durch die kaiserliche Wohnung begegneten, Männer, die durch den Rock, den sie trugen, bekundeten, daß Disziplin und Selbstzucht ihnen früher nicht unbekannte Begriffe waren. Entschuldigend will ich zugeben, daß einzelne von ihnen die Neugierde trieb und ihnen Beweggrund wurde, die gebotenen Schranken zu überschreiten. Daß aber die meisten anderen Regungen folgend sich hier widerrechtlich Eingang verschafft hatten, beweist der Umstand, daß von ihnen auf Ordnung und Wahrung von Recht und Anstand bedachten Kameraden immer wieder Leute festgestellt wurden, die gestohlen und mitgenommen hatten, was sich ihnen am Wege und auf Abwegen bot.

Die im Berliner Schloß vom Kaiserpaar bewohnten Räume liegen im ersten Stockwerk der Südseite nach dem Schloßplatz zu. Sie nehmen die ganze Front von der nach dem Kaiser-Wilhelm-Denkmal zu belegenen Ecke bis zur Kurfürstenbrücke ein. Dieser Teil des Schlosses ist, wie bekannt, im wesentlichen ein Werk Schlüters, der den von der Spree bis zu dem der Breiten Straße gegenüberliegenden Portal II sich erstreckenden, unter Joachim II. von Caspar Theiß 1538 begonnenen Bau zwar stehen ließ, ihm aber durch die Schaffung einer neuen Fassade ein wesentlich anderes Ansehen gab. Der anschließende Teil bis zur Schloßfreiheit wurde von Schlüter neu erbaut und nach seiner Entlassung 1706 in seinem Sinne fortgeführt. Bis auf Friedrich Wilhelm III., Kaiser Wilhelm I. und Kaiser Friedrich hatten alle Kurfürsten und Könige aus dem Hause Hohenzollern dauernd oder vorübergehend im Schlosse Wohnung genommen. So folgte der Kaiser nur der Ueberlieferung seiner Vorfahren, wenn er nach seiner Thronbesteigung das Berliner

Schloß zu seiner Winterresidenz wählte. Die Wohnung des Kaisers umfaßte die Räume, die Friedrich der Große alljährlich während der Karnevalszeit bewohnt hatte, einen Teil davon auch Friedrich Wilhelm IV. nach verschiedenen, von Schinkel ausgeführten Umbauten. Sie reichen von der Kurfürstenbrücke bis zum Portal II gegenüber dem Neptunsbrunnen. Die sich daran anschließenden Gemächer der Kaiserin hatten Friedrich Wilhelm II. vor seinem Regierungsantritt und seiner Gemahlin als Königin zur Wohnung gedient. Im allgemeinen macht man sich von der Zahl der für die persönlichen Bedürfnisse des Kaiserpaares beanspruchten Räume eine falsche Vorstellung. Abgesehen von einem Toilette-, Bade- und Schlafzimmer hatte die Kaiserin ein Schreibzimmer, Wohnzimmer, einen Salon und ein Bibliothekszimmer. An dieses schloß sich der große Speisesaal. Der Kaiser hatte ein Arbeitszimmer, links davon ein Empfangszimmer, das frühere Audienzzimmer Friedrichs des Großen, rechts daran anschließend ein Zimmer für Vorträge und Beratungen. Rückwärts nach dem Hofe zu lag ein kleines Schlaf- und Garderobezimmer. Die Bibliothek, die durch das Adjutantenzimmer von den anderen Räumen getrennt war, befand sich in dem nach der Kurfürstenbrücke zu gelegenen Eckzimmer mit dem halbrunden Ausbau. Man sieht, daß die Zahl der Zimmer die eines größeren bürgerlichen Haushalts nicht übersteigt.

In diesen durch ihre Erbauer und Bewohner denkwürdigen Räumen hatte tagelang der Berliner Mob gehaust, hier bewegten sich, wie bereits geschildert, im wesentlichen unbehindert nicht nur Soldaten und Matrosen, sondern auch in Uniform gekleidete, höchst fragwürdige Elemente, die wahllos Aufnahme bei der Matrosen-Division gefunden hatten und sich jeder von einem Teil ihrer Führer gewollten Zucht und Ordnung entzogen.

Wir begannen unsere Wanderung in den Garderoberäumen der Kaiserin. Die Schränke waren sämtlich erbrochen. In wirrem Durcheinander lagen Staatskleider, Teile von Reit- und Jagdkostümen, Unterkleider, Uniformstücke, Hüte, Schuhe und Stiefel, vielfach unpaarig, auf dem Fußboden oder hingen in den durchwühlten, offenstehenden Schränken. Vieles war gestohlen. Darunter aus zwei großen Schränken Kleider für Hofgesellschaften mit reicher Silber- und Goldstickerei, Trauerkleider, Jagdkleider mit sämtlichen Zutaten, Pelserinnenmäntel und Umhänge. Aus der Brautschleppe der Prinzessin Joachim war das seidene Futter herausgetrennt. Zwei Kutschleppen blieben unversehrt. In den Wohnräumen der Kaiserin waren alle Schubladen der Kommoden, die Fächer des Schreibtisches erbrochen und herausgerissen. Auf einem kleinen Zierschrank standen schmutzige Soldatenstiefel, die einer der Plünderer zurückgelassen hatte. Die Vitrinen waren zerschlagen oder gewaltsam geöffnet, zum Teil ihres Inhalts beraubt. Kopenhagener und

Berliner Porzellane, Wedgwoodvasen, kleine Standuhren, Stehbilder, die in den Kommoden verpackt gewesen waren, im allgemeinen solche Sachen, die man beim Fortschaffen leicht verstecken konnte, waren gestohlen. In törichtem Unverstand hatten die Banden geglaubt, gemünztes Gold in der Wohnung der Majestäten zu finden. Es hatte sich das falsche Gerücht verbreitet, die Matrosen hätten Hunderttausende von Mark in Gold und Silber vorgefunden und abgeliefert. Das gab den Anlaß, nach weiteren Geldbeständen zu suchen. Jede Ofentür wurde geöffnet, um sich ja kein vermeintliches Versteck entgehen zu lassen. Unter der Vorgabe, man müsse alle Räume nach königsstreuen Offizieren durchsuchen, die sich noch im Schloß verborgen halten sollten, wurde der Kastellan Klose gezwungen, alle Gemächer aufzuschließen. Zivilisten, mit Revolvern in der Hand, begleiteten ihn dabei. Später besorgte man dieses Geschäft mit Hilfe von Dietrichen selbst. Das Bibliothekszimmer der Kaiserin fand ich unverfehrt, ebenso die Bibliothek des Kaisers, in der damals die literarische Kriegssammlung untergebracht war. In der Bibliothek der Kaiserin sagte mir der Matrose Koehler, ich könne ihm gelegentlich auch ein Buch aus der Bibliothek geben. Ich hatte durchaus das Empfinden, daß dieser Wunsch nicht seinem Bes- oder Bildungsbedürfnis entspringe, sondern einem Machtstachel, der Anmaßung, am kaiserlichen Eigentum jetzt ein Nutznießerrecht zu haben, und sagte ihm daher, was in der Bibliothek stände, würde kaum von Interesse für ihn sein. Im übrigen sei ich nicht befugt, Bücher daraus zu verleihen. Das Wort „befugt“ stand nicht im Wörterbuch dieser Menschen. Als wir durch eines der Schlafzimmer der kaiserlichen Wohnung gingen, wies Koehler im Vorbeigehen mit einer in Ton und Gebärde gesuchten Selbstverständlichkeit seines Bestimmungsrechts darüber und in einer Mittelstimmung zwischen leutseliger Herablassung und Gleichstellung den Kastellan darauf hin, er möchte dafür sorgen, daß Betten aus diesem Zimmer ihm zur Verfügung gestellt würden, da er bisher kein ordentliches Lager habe. Auch diese „Unregung“ blieb unberücksichtigt. Immerhin hob die Tatsache, daß der Mann die Sachen nicht wie andere ohne weiteres nahm und damit machte, was er wollte, sondern der ausgesprochenen oder stillschweigenden Ablehnung seiner Wünsche sich fügte, ihn wesentlich über die Anschauungen und Auffassungen heraus, die der größte Teil seiner Kameraden von Mein und Dein, von Recht und Unrecht hatte. Abgesehen von seinem Selbstbewußtsein, von der Unfähigkeit, die Grenzen seines Könnens abzuschätzen, von dem Unvermögen, sich durchzusetzen und auch nur eine gewisse Autorität geltend zu machen, war er wie einige andere seiner Kameraden bemüht, den Namen des deutschen Soldaten und Matrosen nicht mit dem Schimpf der Dieberei und Zuchtlosigkeit zu bestrecken und die von ihnen

„gemachte“ Revolution nicht bis zum äußersten herabwürdigen zu lassen.

Den widerwärtigsten Eindruck hatte ich in der Garderobe des Kaisers, aus der sämtliche Zivilkleidungsstücke, Jagdanzüge, Wäsche und Unterzeuge gestohlen waren. Ihre eigene unsaubere Wäsche hatten die Diebe dort zurückgelassen. Ich sah sie noch auf dem Fußboden liegen. Der uns begleitende Mann in Infanterie-Uniform fragte den Kastellan, ob er sich davon etwas mitnehmen dürfe. Er könne die Sachen noch gut gebrauchen, seine Frau würde sie auswaschen. Der Kastellan bedeutete ihm, daß ihm ein Verfügungsrecht darüber nicht zustehe. Da Koehler keinen Einspruch erhob, nahm der Mann die Sachen mit. — Wie in dem Salon der Kaiserin, waren auch im Empfangszimmer des Kaisers in der Nacht vom 9. zum 10. November die Vitrinen erbrochen und Uhren, Ringe, goldene Schaumünzen, Emaillebildnisse Friedrichs des Großen, Anhänger mit Halbedelsteinen daraus entwendet worden.

Einen Vorfall während dieser Wanderung durch die kaiserliche Wohnung möchte ich noch erwähnen. Auf einer Kommode in einem Zimmer der Kaiserin lagen verstreut mehrere gedruckte Exemplare der Ansprache, die Oberhofprediger Dryander bei der Einsegnung der Prinzen August Wilhelm und Oskar gehalten hatte. Man hatte sie aus irgendeinem Schubsfach herausgerissen. Der Matrose warf einen Blick darauf. Das Wort „Predigt“ oder ein auf dem Titelblatt verzeichneter Bibelspruch mochten genügt haben, ihn zu der tiefbegründeten Behauptung zu veranlassen und sie uns kund zu tun: „Ja, ja, fromme Schriften haben sie lesen können, und doch haben sie das Volk so geknechtet.“ „Die Kaiserin das Volk knechtend.“ Ist ein größerer Widersinn denkbar? Diese Aeußerung läßt auf die Urteilsfähigkeit des „politisch-reifen“ Volkes schließen, sie läßt die Schranken des Horizonts der Masse, ihre Beförderung und Verblendung erkennen. Ich bin fest überzeugt, daß dieser so oberflächlich urteilende Mensch, den eine Zufallswelle an einen Platz geworfen hatte, an dem er führen zu können meinte, wie Tausende seines Schlags sich gern führen lassen würde, wenn er den rechten Führer fände. An der rechten Führerschaft hat es in vielen Fällen gefehlt, die die Leute zu verstehen suchte und sich bemühte, von ihnen verstanden zu werden. „Etwas mehr Gemüt,“ sagte mir einmal einer von ihnen, „dann wäre das Alles nicht gekommen.“ Hatte er wohl recht? Ist nicht ein gut Teil der sozialen Frage durch den Verkehr von Mensch zu Mensch zu lösen, auch in dem an sich straff zu haltenden Verhältnis von Vorgesetzten und Untergebenen? Das Volk ist zu leiten, weil es in seiner Mehrheit geleitet werden will und gern dem als tüchtig und wohlmeinend erkannten Führer folgt. Man hat es sich entgleiten lassen.

Nach Beendigung der Via dolorosa durch die Gemächer des Kaiserpaares wollte ich noch einen Blick in die Hausbibliothek

wersen. Auf dem Wege dorthin kamen wir an die Ausgangshalle zur Wendeltreppe im zweiten Schloßhof. Dort waren die Leichen des einige Tage vorher getöteten Maschinistenmaats Wioczorek und eines seiner Kameraden aufgebahrt. Die Särge waren noch offen. Eine große Anzahl Kränze von beträchtlichem Umfang mit roten Schleifen lagen auf dem Boden oder waren an die Särge angelehnt. Ueber die Wendeltreppe gingen wir zur Hausbibliothek. Ich erkannte zu meiner großen Freude sofort, daß niemand darin gewesen war. Ihre Abgelegenheit war ihr zugute gekommen. So, wie ich sie vorfand, hatte ich sie vor 10 Tagen verlassen. Ein wohlthuender Eindruck nach dem soeben Geschauten und Erlebten.

Leider sollte er kein dauernder bleiben. Am Tage nach der Beendigung meiner Arbeiten im Neuen Palais tat ich die ersten Schritte, um die Aufnahme meiner Tätigkeit und der meiner Mitarbeiter im Schlosse zu ermöglichen. Ich ging zu dem als Unterstaatssekretär im Kriegsministerium wirkenden sozialdemokratischen Abgeordneten Goehre, den ich vor 14 Jahren während eines Aufenthaltes in Tirol kennengelernt und der mir damals in schwerem persönlichen Leid freundlich zur Seite gestanden hatte. Wir hatten uns inzwischen am dritten Ort bisweilen getroffen. Auf seine Frage, was mich zu ihm führe, antwortete ich: „Das Recht auf Arbeit“, und bat ihn, mir dazu zu verhelfen. Es käme für mich darauf an, ungehinderten Einlaß in das Schloß zu bekommen und dort meine berufliche Tätigkeit wieder aufnehmen zu können. Goehre erklärte, was ich selbst wußte, er sei für die Erteilung dieser Genehmigung nicht zuständig, wolle mir aber einige die Erfüllung meines Wunsches empfehlende Zeilen an den Finanzminister Simon mitgeben. Der gesamte Besitz der Krone ist bis zur Erledigung der vermögensrechtlichen Auseinandersetzung zwischen ihr und dem Staat dem Finanzministerium unterstellt worden. Simon wies mich an Dr. Hübner, dem die Aufsicht über die Schlösser übertragen war. Dieser erfüllte meinen Wunsch. Acht Tage nach meinem ersten Besuch im Schloß, am 25. November, ging ich mit ihm in die Hausbibliothek. Beim Eintritt in mein Arbeitszimmer bot sich uns ein ähnliches Bild, wie ich es oben von den Wohnräumen der Kaiserin geschildert habe. Die Matrosen waren von der sich an die Bibliothek anschließenden früheren Wohnung Friedrich Wilhelms IV., in der sie sich wie in anderen Räumen des Schlosses in den letzten Tagen einquartiert hatten, durch Aufbrechen einer Verbindungstür in die Bibliothek eingedrungen. Soweit sich bei einem kurzen Ueberblick übersehen ließ, waren die Bücherbestände unverfehrt geblieben. Nur die mit vieler Mühe gesammelten und sorgsam geordneten Feldzeitungen waren durcheinandergeworfen und, soweit sie den Leuten Unterhaltungsstoff zu bieten schienen, mitgenommen worden. In meinem Arbeitszimmer waren alle Schreibtischfächer und sonstigen Behält-

nisse durchwühlt und zum Teil erbrochen. Das für laufende Ausgaben bestimmte Geld, verschiedene Schreibutensilien und Kleidungsstücke der Mitarbeiter und des Personals waren gestohlen. Durchgebrochene Papierscheren ließen auf ihre Verwendung zum Zweck gewaltfamer Oeffnung verschlossener gewesener Schubladen schließen, die zum Teil als Aschbecher benützt worden waren. Das ganze Zimmer war mit Briefen und Aktenmaterial überfüllt, das man aus den Schränken und aus dem Schreibtisch herausgerissen hatte.

Nachdem ich durch Dr. Hübner die schriftliche Ermächtigung erhalten hatte, sowohl in der königlichen Hausbibliothek im Schloß als in der Bücherammelselle der Hausbibliothek für Lazarett- und Feldbibliotheken im Niederländischen Palais meine Arbeiten wieder aufzunehmen, ging ich mit dieser zum Büro der Volksmarinedivision und erbat dort für meine Mitarbeiter und mich Durchlaßkarten für das Schloß und das Palais. Das Büro befand sich damals in den früher von den Marschällen des Kaisers innegehabten Diensträumen. Das Gegenätzliche im Stil und in den Formen des Verkehrs wirkte niederdrückend. Der Fußboden unfauber, überall hingen Kleidungsstücke, die Mannschaften bis auf wenige in nachlässigster Kleidung und Haltung, einige entgegenkommend, andere gleichgültig oder schroff abweisend, die meisten sehr aufgeregte und von Selbstherrlichkeit durchdrungen, alle rauchend. Da die Marinedivision auch die Verfügung über den Marshall hatte und ich zur Beförderung der Bücher- und Notepakete Wagen brauchte, war ich auf eine Art von Dienstverkehr mit ihr angewiesen. Der Bürobetrieb war ein höchst mangelhafter. In ein und derselben Angelegenheit mußte man dreimal den gleichen Brief schreiben, ehe man etwas erreichte. Das lag zum Teil auch an dem fortwährenden Wechsel in den Kommandantenstellen. Heute ausgestellte Ausweiskarten waren morgen schon nicht mehr gültig. Der Kommandant Schmidt, dessen ruhige, ernste Art sich von dem lauten und erregten Gebaren seiner Untergebenen angenehm abhob, erledigte mein Anliegen in sachlicher Weise. Bei den ihm unterstellten, in der Handhabung eines Büros vollständig ungeschulten Organen stieß man fortgesetzt auf Schwierigkeiten. Die Erregtheit der Leute hatte ihren Grund auch in ihrer politischen Betätigung. Ein Teil hielt zur Regierung, der andere neigte zu den Spartakisten. Der letztere gewann nach und nach die Oberhand. Ungewollt mußte man oft Zeuge lebhafter Debatten sein, die sich keineswegs immer in parlamentarischen Formen bewegten. Um so weniger, als sich auch häufig Veranlassung bot, über die hohe Politik hinaus den Leuten klar zu machen, daß eine politische Umwälzung nicht durchaus gleichbedeutend sei mit der Aufhebung jedes Unterschiedes von Mein und Dein. Volles Verständnis für mein Bemühen, wieder arbeiten zu können, fand ich bei Leutnant Fischer, dem Adjutanten des

Kommandanten von Berlin, Wels. In freundlicher Weise suchte er mir zu helfen und wies mir auch die Wege, für die Erledigung der Bücherverforgung der Lazarette und Truppen wenigstens vorübergehend einen Mann von der republikanischen Soldatenwehr zur Dienstleistung überwiesen zu erhalten. So konnte ich nach vielem Hin und Her in den letzten Tagen des November meine während der langen Kriegsjahre in frischer Arbeitsfreudigkeit und treuem Schaffen für den Kaiser und sein Heer bewährten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter wieder zu gemeinsamem Wirken zusammenrufen.

Ungefähr um dieselbe Zeit war, wie bereits erwähnt, Graf Metternich, ein aus Holland stammender früherer Kürassieroffizier, Kommandant des Schlosses geworden. Er setzte seine ganze Kraft ein, die Matrosen im Marstall und Schloß fest in die Hand zu bekommen und Herr der Unbotmäßigkeiten und der Unordnung zu werden. Dornbach wurde Leiter seines Büros. Graf Metternich hatte nur ein Dienstzimmer im Schloß, er wohnte im Kaiserhof. Er ermöglichte es, daß in den Tagen vom 21. bis 26. November mit Zustimmung des Finanzministeriums unter Leitung des Generaldirektors der Museen Geheimrat Bode und des Direktors des Kunstgewerbe-Museums Geheimrat von Falke die wertvollsten Gemälde und kunstgewerblichen Gegenstände aus dem Schloß entfernt und im Kaiser-Friedrich- und Kunstgewerbe-Museum untergebracht wurden, nicht ohne daß die Matrosen der Durchführung dieser durch sie notwendig gewordenen Sicherheitsmaßregel Schwierigkeiten bereiteten. Unter den in Gewahrsam gebrachten Gemälden waren die vier Porträts der Freunde Friedrichs des Großen Keyserling, Jordan, Chasot und Jouqué von Pesne aus dem Empfangszimmer des Kaisers, Watteau's „Einschiffung nach der Insel“ und sein Firmenschild des Kunsthändlers Gersaint, einige Bilder seiner Schüler Lancret und Pater aus dem Salon der Kaiserin und mehrere andere Bilder aus den Festräumen. Zum Glück waren diese während der Invasion des Pöbels in den ersten Novembertagen weder gestohlen noch beschädigt worden. Erst nach dem Einzug der Matrosen wurden von wertvollen Gemälden aus der Wohnung Friedrich Wilhelms IV. zwei Bilder von Lucas Cranach dem Älteren: Kardinal Albrecht von Brandenburg als heiliger Erasmus und Die heilige Ursula, ein kleines Porträt Thurneysers von Lutger Tornring aus den Polnischen Kammern\*) und eine Madonna in der Art des Correggio aus der Wohnung der Kaiserin gestohlen, außerdem eine ganze Anzahl Bilder von geringerer Bedeutung. Die vier namentlich aufgeführten sind den Dieben wieder abgenommen

\*) Die Polnischen Kammern haben ihren Namen vom Besuch König Augusts II. von Polen am Hofe Friedrich Wilhelms I. im Jahre 1728. Zur Wohnung des Königs wurden die Gemächer im Erdgeschoß der Nordostecke des Schlosses bestimmt und, wie Künstler in „Altes und neues Berlin“ berichtet, mit „raren Tapeten und königlich“ möbliert.



worden. Die beiden Cranachs waren einem Hamburger Kunsthändler angeboten worden, der dem Kunstgewerbemuseum in Hamburg davon Kenntnis gab. Dieses kannte ihre Herkunft und nahm sie in Gewahrsam, um sie dem königlichen Besitz wieder zuzuführen. Das Thurneyssersche Porträt wurde in Kopenhagen festgehalten. Der Mann, der es einem dortigen Kunsthändler anbot und es bei ihm niederlegte, hatte sich, weil ihm der Verkauf wohl zu gefährlich erschien, nicht wieder bei ihm sehen lassen, und die Madonna wurde an der deutsch-böhmischen Grenze von einem Zollaufseher bei einem Reisenden gefunden, der das aus den Rahmen gelöste Bild sich um den Leib gebunden hatte. Ein Brustbild von van Dyck und ein Porträt des Kronprinzen Friedrich, des späteren König Friedrichs I., von de Baen, die ebenfalls aus den Rahmen herausgeschnitten waren, fand man später unter einem Bett und unter einem Teppich in den Königskammern wieder. Aufwillig beschädigt wurden am Tage der Beschließung, am 24. Dezember, von Matrosen drei andere größere Bilder in den Königskammern, deren Leinwand mit einem scharfen Instrument, wohl mit einem Seitengewehr, durchschnitten wurde. Von einer Kindergruppe aus Marmor von Tassaert „Krieg und Liebe“ wurden den beiden Figuren die Hände abgeschlagen und an einer astronomischen Uhr, von Möllinger 1791 in Berlin kunstvoll gefertigt, das Werk zerstört. Da die Matrosen dem Kastellan der kaiserlichen Wohnung und den beiden Schloßpolieren sämtliche Schlüssel abgenommen hatten, hatten sie Zutritt zu allen Räumen. Viele Türen wurden zudem mit Dietrichen geöffnet. So wurden nicht nur in der Wohnung des Kaiserpaares, sondern auch in der Wilhelmschen Wohnung\*) und in den Parade- und Königskammern\*\*) viele Kunstgegenstände, die in Kommoden verschlossen waren, Bronzen, Vasen, Nippfachen u. a. entwendet, außerdem aber Tischdecken, seidene Steppdecken, Federdecken, fast alle wollenen Decken aus den Betten und aus einem Aufbewahrungsraum für die 12 Fenster der Bildergalerie erst während des Krieges hergestellte, noch nicht angebrachte Gardinen aus rotem Samt mit Goldfressen und seidene Zuggardinen dazu im damaligen Werte von etwa 100 000 Mark. Um sie leichter befördern zu können, waren die Samtstoffe vorher zerschnitten worden, Reste davon wurden später noch vorgefunden. Als der Oberkastellan die Leute bei diesem Zerstörungswerk überraschte und sie daran zu verhindern suchte,

\*) Die Wohnung ist nach dem späteren Kaiser Wilhelm I. benannt, der sie als Prinz inne hatte, bevor er sein Palais Unter den Linden, 1834 bis 1836 von Langhans erbaut, bezog.

\*\*) Die Paradekammern sind die Festräume im 2. Stockwerk nach dem Lustgarten zu, die Königskammern die von Friedrich Wilhelm II. als König bewohnten Gemächer im ersten Stockwerk nach dem Lustgarten und dem Hofe zu gelegen. Der König ließ sie 1787 von C. von Gontard und dem dessauischen Hofbaumeister von Erdmannsdorf ausbauen.

wurde er mit den Worten abgewiesen: „Ach was, für Sie haben diese Vapen keinen Wert mehr, wir können sie noch sehr gut gebrauchen.“

Im Laufe des November und Dezember wurden dann auch die im obersten Stockwerk nach dem Lustgarten zu gelegenen Livreekammern ausgeplündert. Dort wurde allmählich alles gestohlen bis auf die Galauniformen des Dienstpersonals. Durch die reiche Silberstickerei und den Tressenbesatz, der fast den ganzen Stoff der Röcke bedeckt, waren sie für die Diebe nicht zu gebrauchen. Das Abtrennen hätte ihnen zuviel Zeit gekostet und zu große Mühe gemacht. Von den weniger bestickten Uniformen der Hofbeamten hatte man die Schöße und sonst brauchbaren Stücke abgerissen und die Uniformen in wüstem Durcheinander auf die Erde geworfen und war dann mit den schweren Stiefeln darauf herumgetreten. Sämtliche Schränke fand der Aufseher der Livreekammer, als er sie am 2. Januar seit dem 14. November zum ersten Male wieder betreten durfte, erbrochen vor, alle Koffer waren herausgerissen und geöffnet, die Einsätze umhergeworfen. Nachweislich sind an Bekleidungsstücken gestohlen worden: Noch unverarbeitete Stoffe und Futtersachen im Anschaffungswerte von 50 000 Mark, 250—300 fertige schwarze Beinkleider, 40 Paar rote Plüschhosen, 50 Paar schwarzseidene und ebensoviel Samthosen für die Mitglieder des Domchors, etwa 150 blaue Schiffs- und ebensoviele Jagdanzüge, ein Biberpelz mit Otterkragen, ein Jagdpelz, etwa 50 Pelerinen-, 100 Fahr- und 60 Regenmäntel, 40 Paar hohe Lederstiefel, 500 Paar Lackschuhe für Lohndiener, 1500 Paar rote baumwollene Strümpfe für Galauniform, 500 bis 600 Paar weißbaumwollene Handschuhe und das ganze Nähmaterial. Um in die Räume der Livreekammer zu gelangen, hatten die Diebe die Türfüllungen eingeschlagen und waren dann durch die Öffnungen hindurchgekrochen. Die Türen wurden immer wieder hergestellt, ohne daß dadurch den Räubereien Einhalt geboten werden konnte. Bezeichnend ist, daß auch Mannschaften der von der Matrosendivision selbst ins Leben gerufenen Kriminalabteilung, die die Diebereien verhindern sollte, in roten Strümpfen und Lackschuhen, deren Herkunft keinen Zweifel ließ, im Schloß umherliefen. Der Anschaffungswert des in den Livreekammern des Schlosses gestohlenen Gutes wird auf 250 000 Mark geschätzt, der Wert der gestohlenen Wäsche auf über 10 000 Mark. Unberührt von den Plünderungen blieb der Weinkeller. Der Livreekammer fehlten nur einige Stücke, obgleich die Schlüssel dazu dem Silberverwalter unter Bedrohung mit einem Revolver abgenommen worden waren.

Verschiedene der gestohlenen Güter wurden vermutlich auf dem Wasserwege fortgeschafft. Der Versuch, einen dieser Transporte, zu dem die Vorbereitungen der Kriminalabteilung bekannt geworden waren, abzufangen, scheiterte, da die Diebe von den be-

abstichtigten Gegenmaßregeln zur rechten Zeit Kenntnis bekommen hatten. In den letzten Tagen des November wurde die Wohnung der Hof- und Staatsdame Fräulein von Gersdorff, in den Tagen vom 5. bis 8. Dezember die der Gräfin Keller, beide im Erdgeschoß nach dem Schloßplatz gelegen, nach und nach ausgeplündert. Im Laufe der nächsten Tage gelang es nach eingeholter Genehmigung des Finanzministeriums, mit Hilfe einiger verständiger Matrosen, nicht ohne Unterbrechung, das den Hofdamen gehörende Privateigentum, soweit es noch vorhanden war, hinauszuschaffen. Die Wohnung der Oberhofmeisterin Gräfin Brockdorff war insolge des energischen Eintretens des Matrosen Egtmann unverfehrt geblieben. Daß bei dem Umzug von zur Hilfe angenommenen Matrosen wieder gestohlen wurde, ist fast selbstverständlich.

Am 8. Dezember nachts zog die Wache gemeinsam nach dem Vorratsmagazin, das bisher verhältnismäßig ordentlich verwaltet und verschont geblieben war. Von den gestohlenen Mehlorräten ließen sich die Wachleute Pfannkuchen backen. 50 Mann wurden verhaftet und nach Kiel zurückgeschickt. Alle diese Vorkommnisse veranlaßten den Grafen Metternich, sein Kommando am 9. Dezember niederzulegen. An seine Stelle wurde Radtke zum Schloßkommandanten gewählt, der, persönlich anständig, aber wenig energisch, das fortgesetzte Stehlen nicht zu verhindern vermochte und mehrfach Verhaftungen wegen Diebstahls vornehmen lassen mußte. Um das noch vorhandene Mehl zu retten, wurde es an die Stadt Berlin verkauft und abgefahren.

Für den Tag des Einzugs der aus dem Felde zurückkehrenden Truppen der Berliner Garnison fürchteten die Matrosen eine Ueberumpelung. Sie verstärkten ihre Wachen und besetzten Räume an den vier Ecken des Schlosses mit Maschinengewehren. Derartige Zustände ihrer Herrschaft drohender Gefahr nannten sie „dicke Luft“. Allmählich hatte sich ein starker Gegensatz zwischen ihnen und der Kommandantur herausgebildet, die bestrebt war, sie sämtlich aus dem Schloß und Marstall hinauszubringen. Am 23. Dezember nachmittags hatten sie sich endlich bereit erklärt, wenigstens das Schloß zu räumen, nachdem ihnen vom Finanzministerium gestattet war, Möbel aus dem Schloß zur Einrichtung ihrer Büros und ihrer Quartiere im Marstall mitzunehmen. Plötzlich ließ der zweite Kommandant des Schlosses, Sildebrandt, die weiteren Umzugsarbeiten einstellen, da die Kommandantur die Zahlung des Soldes an die Marinewidwisten von der vorhergehenden Räumung des Schlosses abhängig gemacht hatte. Am Abend des 23. bemächtigten sich die Matrosen durch Umstellung der Kommandantur der Person des Stadtkommandanten und seines Adjutanten, des Leutnant Fischer, und hielten sie während der Nacht zum 24. im Marstall unter Bedrohung ihres Lebens gefangen. Gleichzeitig besetzten sie zeitweilig das Reichskanzlergebäude und schnitten die Volksbeauftragten

durch Sperrung der Fernsprechleitungen vorübergehend von der Außenwelt ab. Nachdem Verhandlungen mit den Matrosen zu keinem Ergebnis geführt hatten und als ihr Führer erklärte, er könne eine Gewähr für das Leben von Wels und Fischer nicht mehr übernehmen, gaben die Mehrheitssozialisten der Volksbeauftragten, Ebert, Scheidemann und Landsberg, noch in der Nacht dem Kriegsminister Scheuch den Auftrag, das Nötige zur Befreiung des Stadtkommandanten zu veranlassen. Er betraute den Generalleutnant Lequis mit dieser Aufgabe, zu deren Durchführung der General in der Umgegend von Berlin untergebrachte Truppen, darunter schwere Artillerie, in den Morgenstunden des 24. in die Hauptstadt einrücken ließ. Der Stab der Regierungstruppen wurde im Kronprinzen- und Prinzessinnenpalais einquartiert. Es wurde, um einen letzten Verständigungsversuch zu machen, eine Abordnung von fünf Mann nach dem Marstall geschickt, die kurz vor 8 Uhr dort eintraf. Die Führer der Soldatenwehr verlangten völlige Ergebung der Matrosen, denen ihre berechtigten Forderungen sofort erfüllt werden sollten. Binnen 10 Minuten sollten alle im Schloß und Marstall befindlichen Matrosen sich auf dem Schloßplatz aufstellen. Wenn nach Verlauf dieser Zeit nicht die weiße Fahne gezogen sei, würden Schloß und Marstall mit Artillerie beschossen werden. Als bis 8 Uhr die Kapitulation der Matrosen nicht erfolgt war, wurde von der Schloßbrücke und vom Lustgarten wie von dem Werderschen Markt aus das Artilleriefeuer auf die beiden Gebäude eröffnet.

Ich gelangte an jenem Morgen auf meinem Wege zum Dienst in der Französischen Straße nur etwas über die Markgrafenstraße hinaus. Von dort ab war die Straße abgesperrt. Statt des Geräusches der Weihnachtsglocken dröhnten die Böllerschüsse der Artillerie durch den Weihnachtsmorgen. Ihr Ziel war das Wahrzeichen des Preußenruhms und der kaiserlichen Macht in Berlin, der vornehme Schlüterbau unseres Schlosses, und darin und darum kämpften Truppen des deutschen Heeres gegen Angehörige der einflussigen kaiserlichen Marine, einst die Lieblinge und der Stolz des ganzen deutschen Volkes. Und am Abend sollten doch die Weihnachtskerzen brennen und das Lied erklingen von der „stillen, heiligen Nacht.“ Das also war das erste Friedensweihnachtsfest. Nach vergeblichem Bemühen, von den Linden aus festzustellen, ob das Schloß bereits sehr gelitten habe, ging ich traurig und still nach Hause. Um die Mittagstunde begab ich mich wieder in die Stadt und versuchte im Oberhofmarschallamt, das seit der Besetzung des Schlosses durch die Matrosen im Prinz-Georg-Palais in der Wilhelmstraße untergebracht war, zu hören, wie die Kämpfe um das Schloß verlaufen seien. Da ich dort erfuhr, die Absperrung sei, nachdem die Beschießung etwa um  $\frac{1}{2}$  10 Uhr aufgehört habe, wieder aufgehoben, ging ich die Linden hinauf nach dem Lustgarten.

Das Herz krampfte zusammen, als ich die Zerstörung der beiden Schlüterportale der Nordfront, die Einschläge der Geschosse in der Höhe des Weißen Saales, die Beschädigungen der schmiedeeisernen Tore und die in allen Stockwerken zertrümmerten Scheiben und zerschossenen Fensterkreuze sah. Mit Tausenden, die noch an demselben und den folgenden Tagen voll Schmerz und Empörung zu dem wunden Schloß pilgerten, fragte ich mich: „War das nötig?“ Im ganzen Schloß waren kaum 50 bis 60 Matrosen, die allerdings Maschinengewehre gegen die Angreifer gerichtet hatten. Mußte um dieser paar Leute willen und weil Lohndifferenzen nicht in beide Parteien befriedigender Weise beglichen werden konnten, schweres Geschütz gegen das Schloß aufgeföhren werden? Der Erfolg war die Verbrüderung der Regierungstruppen mit den Matrosen, nachdem diese sowohl nach der Marstallseite als über Portal IV nach dem Lustgarten zu weiße Tischtücher hinausgehängt hatten, um ihre Bereitschaft, in Verhandlungen einzutreten, zu bekunden. Ihr Führer Radtke befand sich an dem Vormittag gar nicht im Schloß. Dornbach suchte Zuflucht beim Kastellan der kaiserlichen Wohnung, der stellvertretende Kommandant Redel beim Oberkastellan. Als die Regierungstruppen in den ersten Hof eingedrungen waren, flehte er ihn an, er möchte ein gutes Wort für ihn einlegen; er habe doch garnichts getan. Mit 30 gefangengeföhren Matrosen wurde Redel abgeföhrt. Von der auf der Schloßbrücke versammelten Menge wurden sie wieder befreit. Inzwischen war Dornbach auf dem Hof erschienen und begann mit den Sturmtruppen unter Umgehung der Offiziere zu unterhandeln. Innerhalb einer Viertelstunde schlug ihre Stimmung völlig um. Sie ließen sich die Waffen abnehmen, und die Matrosen riefen: „Wir haben gestegt.“ Im Marstall vollzog sich der gleiche Vorgang. Bei der Beschießung waren im Schloß zwei, im Marstall drei Matrosen gefallen, die im Speisesaal der Majestäten niedergelegt wurden. Die Leichen blieben dort bis zum nächsten Tage liegen. Die Besetzung fand vom Schloß aus am 29. Dezember statt.

Abgesehen von den bereits angeführten schweren Beschädigungen der Außenportale IV und V waren auch die Säulen dieser Durchfahrten im Innern stark zerschossen, im zweiten Hofe auch die Säulen des gegenüberliegenden Portals vor dem Ausgang zur Wohnung des Kaisers. Im ersten Hofe hatte eine Granate das Dach zum Eingang des Weinkellers abgedeckt. Die Innenräume hatten durch die Beschießung weniger gelitten, als man zuerst hätte annehmen können. Die Wohnung der Herzogin von Braunschweig, die im zweiten Stockwerk nach dem Kaiser-Wilhelm-Denkmal zu liegt, war zerschossen; die Spiegelwände darin waren zertrümmert. Ob einzelne durch Gewehrkugeln oder Sprengstücke hervorgerufene Beschädigungen in der auch nach dem Denkmal zu gelegenen

Mecklenburgischen Wohnung\*), im darüber liegenden Weißen Saal und in der sich an ihn nach dem Lustgarten zu anschließenden Bildergalerie auf die damalige Beschießung zurückzuführen sind oder schon bei früheren Schießereien entstanden waren, ist zweifelhaft. Im Arbeitszimmer des Kaisers hatte eine Kugel einen gläsernen Windschirm zertrümmert und war dann in der dicken Ledertapete sitzengeblieben. In dem neben den Königskammern liegenden Pfeilersaal war eine Granate durch das Fenster in der gegenüberliegenden Wand zwischen zwei ganz eng stehenden Säulen hindurchgegangen, dann durch den dahinter liegenden Parolesaal in das die beiden großen Höfe verbindende Mittelgebäude gedrungen. Dort krepierete sie in dem Bilderboden und zerstörte u. a. das bekannte Bild von Skarbina, das die dem Kaiser in der Nacht vom 25./26. Januar 1907 nach den Reichstagswahlen von der begeisterten Volksmenge im Lustgarten dargebrachte Huldigung darstellt. Da die bevorstehende Beschießung den Bewohnern des Schlosses nicht angezeigt war und sie nicht aufgefordert waren, es vorher zu verlassen, schwebten sie während der 1½ Stunden in großer Lebensgefahr. Die Wohnung des Oberkastellans befindet sich im Mittelgebäude zwischen den beiden am stärksten beschossenen Portalen, rechts und links von seinen Zimmern sausten die Granaten über die Höfe.

Am ersten Weihnachtsfeiertag wurden die Zerstörungen am Schloß, in den Höfen und Wohnräumen von zahlreichen Menschen besichtigt, zumeist Angehörigen und Bekannten der Matrosen, die sich, weil sie das Feld behauptet hatten, als Sieger dünkten. Im übrigen aber wurde weiter gestohlen, so am 27. Dezember die im ersten Stock des Apothekenflügels, der nach der Kaiser-Wilhelm-Brücke vorspringt, belegene Wohnung, eines der behaglichsten Quartiere des Schlosses, gründlich geplündert. Der letzte Tag des Jahres brachte dann endlich die Befreiung von der Herrschaft der Matrosen. Sie räumten das Schloß. Nur die Telephonzentrale blieb noch drei Tage lang von ihnen besetzt, und die Kasse siedelte erst am 23. Januar nach dem Hause Französische Straße 32 über. Der Eingang zum Schloß wurde nach dem auf den Eishof führenden Portal neben dem Apothekenflügel verlegt. Die Portiers der früheren Hofverwaltung übernahmen dort mit Jahresanfang wieder die Wache und Aufsicht.

\*) Benannt nach der Schwester Kaiser Wilhelms I., der Prinzessin Alexandrine von Preußen, die sich 1822 mit dem Erbgroßherzog, späteren Großherzog Paul Friedrich von Mecklenburg-Schwerin vermählte. Bei vorübergehendem Aufenthalt in Berlin hatte sie in diesen Räumen ihre Wohnung.

13. 4. 68

5X1686

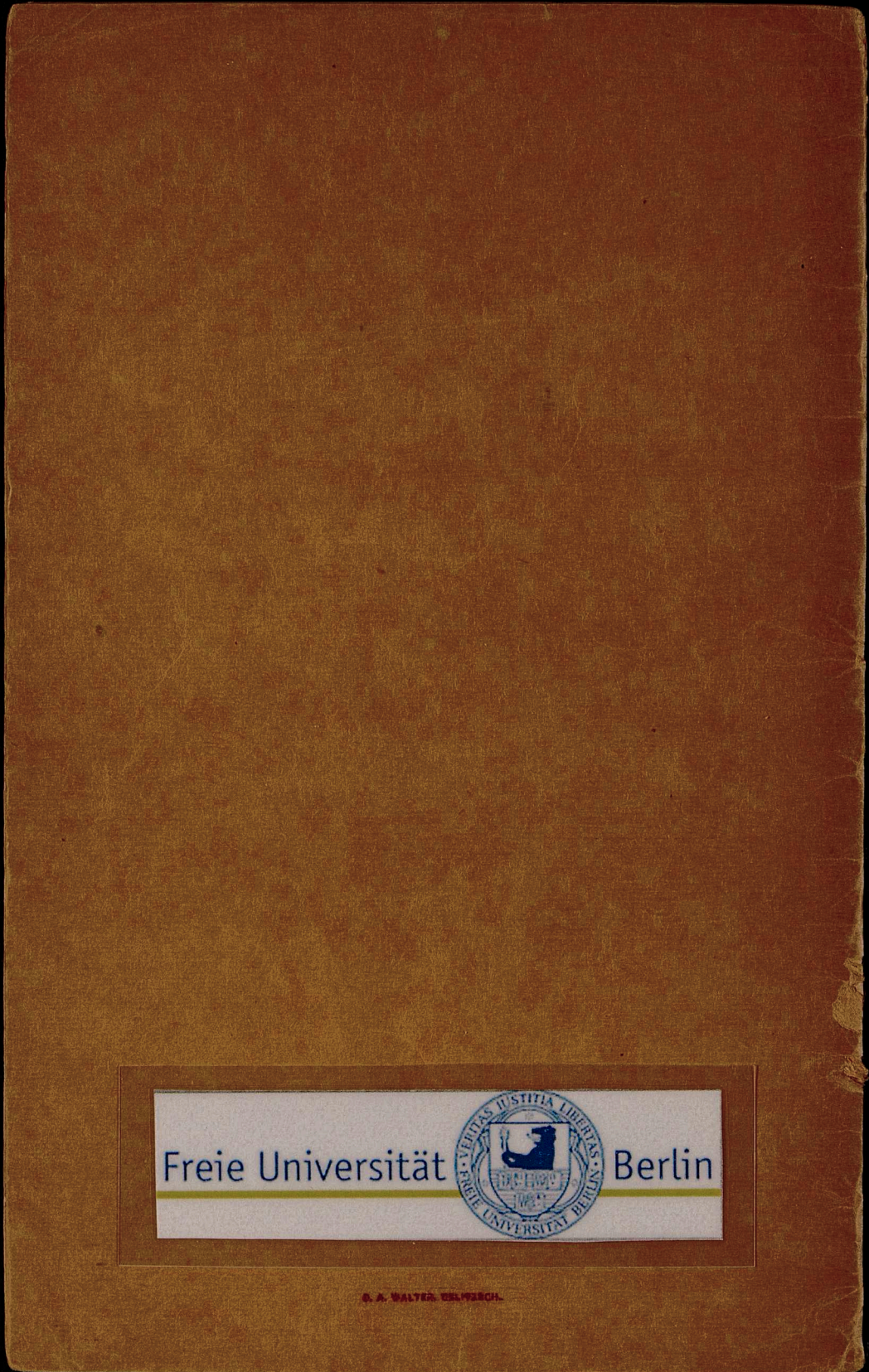
**Freie Universität Berlin**



3630667/188

O. A. WALTER, DEL'928CH.





Freie Universität



Berlin

G. A. WALTER, ULLERSBACH

x-rite

100mm



COLORECHART CLASSIC